

HISTORISCHES CAMBERG

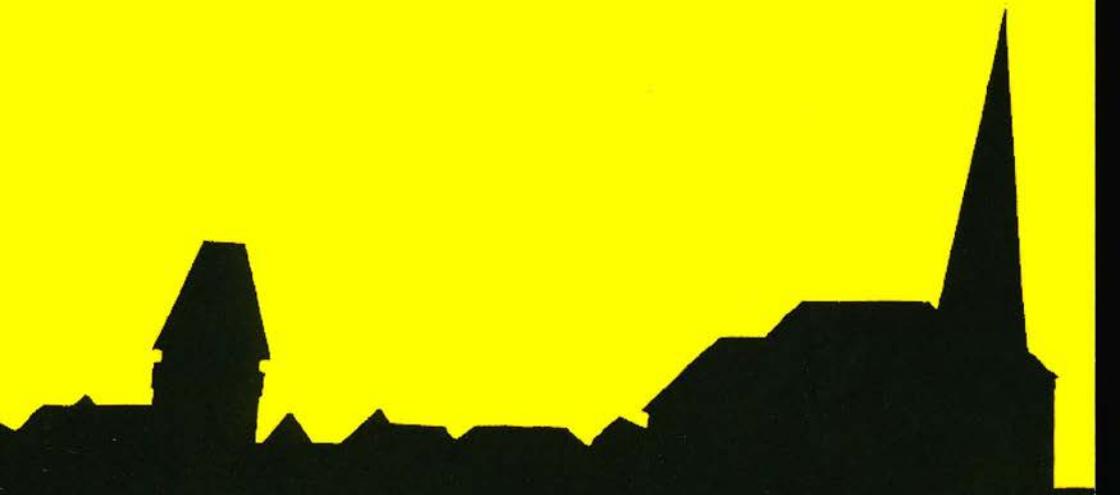
Beiträge zur Geschichte der Stadt Bad Camberg

Dr. Ernst Meyer-Camberg

Der Altar am Neumarkt

Albert Schorn - Mein Lebensweg

Kindheit in Camberg um 1960



Nr. 46 - November 2010

Herausgegeben vom Verein Historisches Camberg e. V.

Inhalt

	<i>VHC</i>	
1	VHC – intern: Überraschungsfund in der alten jüdischen Schule, Glockenspiel	Doris Ammelung Manfred Kunz Bernd Schlösser
4	Forum	
	<i>Meyer-Camberg</i>	
9	Dr. Ernst Meyer-Camberg	Ottheinrich Lang
	<i>Neumarktaltar</i>	
15	Der Altar am Neumarkt	Manfred Kunz
	<i>Schorn</i>	
18	Mein Lebensweg	Albert Schorn
	<i>Kindheit</i>	
49	Kindheit in Camberg um 1960 (Teil 1)	Stephan Herber

VHC - intern

Denk(t) mal nach vorn, damit die Pflege unserer Stadtgeschichte eine Zukunft hat!

So oder ähnlich lässt sich die Selbstverpflichtung der Verantwortlichen in Vorstand und Arbeitsgruppen aktuell beschreiben. In Memoriam Walter Lottermann zu verharren, wäre nicht in seinem Sinne gewesen, aber der Spagat zwischen einsamer Schreibtischtätigkeit, öffentlichem Auftreten und schweißtreibender Knochenarbeit neben der Stadtmauer hinterlässt nicht nur Muskelkater. Das Vermissen des allseits anerkannten Repräsentanten, des rührigen und hartnäckigen Koordinators, des Freundes verunsichert, fordert heraus und verlangt sich verändernde und ganz neue Verantwortlichkeiten.

So stehen in den Vorstandsgesprächen die Überlegungen zu Kandidatinnen und Kandidaten für Vorstandsämter an erster Stelle. Der Wunsch, die Sorge um die Stadtgeschichte vermehrt in jüngere Hände zu übertragen, trägt die aktuellen Überlegungen und dürfte wohl Thema einer außerordentlichen Mitgliederversammlung noch in diesem Jahr sein.

Das **Glockenspielprojekt** erfährt breite Zustimmung für die geplante Installation im Amthof. Gut 70% der benötigten Finanzmittel sind durch

öffentliche Förderung und großzügige Spenden bereits vorhanden; die Werbung weiterer Sponsoren steht aktuell und besonders in der Vorweihnachtszeit an.

Mit ihrer Schirmherrschaft haben die Familien Dyckerhoff – seit Jahrzehnten als Jagdpächter und Pächter des Dombachs mit Camberg verbunden – ideell und finanziell ein beachtliches Zeichen gesetzt.

In der **KuITOUR 2010** zur Ruhr-Metropole begegnen wir der Geschichte und den tiefgreifenden Veränderungen eines von der Kohleförderung einseitig abhängigen Wirtschaftsraums. Die Zeche Zollverein steht als buchstäblich herausragendes Zeichen für die regionale Technikgeschichte; das innere Hafengelände von Duisburg demonstriert Ideen und Konzepte für attraktive Veränderungen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens an der Ruhr.

Folgende **Neumitglieder** dürfen wir recht herzlich im Verein begrüßen: Birgitt Bang, Eva Bäumlisberger, Sabine Bogner, Dagmar Buckpesch, Andrea Dawirs-Dorn, Barbara Flöck, Peter Flöck, Marlies Greipel, Michael Mörschel, Christa Schneider, Ulrike Schott, Ruut Smolders, Hannelore Vogel, Susanne Welker, Michael Welker.

Bürgerprojekt „Alte jüdische Schule“

VHC

Die Zielsetzung für diesen Sommer alles „unter Dach und Fach“ zu bringen - sie wurde erreicht. Viele Handwerker haben bereits ihre Leistungen erbracht, von denen ein großer Teil gespendet wurde. Es wurde ein Betonboden gegossen, Wände aus Fachwerk eingesetzt, diese wurden mit Lehm ausgefacht, außerdem wurde ein neuer Kamin eingezogen.

Durch sechs Arbeitseinsätze wurden fünf große Container mit Bauschutt gefüllt, das rückwärtige Gelände weiter dem Verlauf der Nachbargrundstücke angepasst.

Die Bautätigkeiten fanden am Tag des offenen Denkmals buchstäblich ihren Höhepunkt, als das Dach im Rahmen einer Spendenaktion mit 300 Jahre alten Biberschwanz-Dachziegeln gedeckt wurde.



Dank des guten Wetters fanden rund 290 Besucher ihren Weg in die Hainstraße, um Dachziegel zu spenden und um sich das Gebäude gründlich anzusehen. Es gab viel Interesse für die Mikwe, das rituelle Tauchbad, welches im hinteren Teil des Gebäudes gut zu sehen ist.



*Mikwe: Tauchbad
zur Erlangung
ritueller Reinheit*

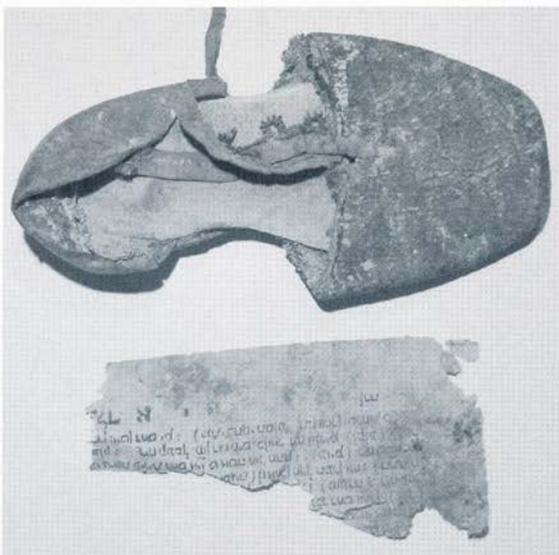
Ein Überraschungsfund

Es war eine echte Überraschung bei unserem Arbeitseinsatz im September, als Hermann Birkenfeld einen 13,5 cm langen Kinderschuh und ein Fragment einer Druckschrift von 10 cm Länge zeigte. Der plattgedrückte Kinderschuh zeigt an der Bebanderung wunderschöne kleine verzierte Ösen.

Schon bald stellte sich Birkenfelds Fund als eine kleine Sensation heraus. Er war am Dachboden, im Bereich des früheren offenen Kamins am arbeiten, als er in der Lehm-Strohdecke etwas Besonderes bemerkte. Vorsichtig ging er an die Freilegung und fand unter den Holzdielen des Fußbodens einen rechteckigen Holzrahmen. An einer Ecke entdeckte er den kleinen Kinderschuh und das bedruckte Papierstück in hebräischer Schrift. Beides lag auf einem Tonziegel, der wiederum auf dem Deckengeflecht lag.

Doris Ammelung nahm mit Prof. Dr. Andreas Lehnardt von der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, FB 01-Judaistik, Kontakt auf. Prof. Dr. Lehnardt schrieb, dass es sich vermutlich bei dem Fundort um eine Geniza handelt. Hier wurden Sachen in Spalten oder Hohlräumen von Häusern versteckt. Bei dem Schriftstück handele es sich um einen west-jiddischen Text. Das Thema „Schuhe in Genizot“ sei noch nicht hinreichend untersucht, schrieb er.

Wir vom VHC werden auf jeden Fall noch einiges zu dem Fund erfahren können. Im Internet (Wikipedia) konnten wir uns schon vorab informieren: Geniza (Schatzkammer) ist ein versteckter Hohlraum zur Aufbewahrung jüdischer Schriften und Gegenstände, die von Gott handeln. Sie dürfen nicht einfach weggeworfen werden, sondern werden in



*Der gefundene Kinderschuh und das Textfragment
(Foto: M. Kunz)*

Häusern oder Synagogen versteckt. An unserer Fundstelle kann man erkennen, mit welcher Sorgfalt die „Schatzkammer“ hergerichtet wurde. Vermutlich befand sich hier noch mehr. Als die Juden ihre neue Synagoge (1838) einweihten, nahmen sie die anderen Sachen vielleicht mit.

Dem Kinderschuh und dem Schriftstück werden wir in den neuen Räumen einen würdigen Platz geben.

Buchvorstellung:

Dieter Oelke

Kaiserliche Kriegsspiele

am Beispiel der Herbstmanöver 1911 zwischen Rhein, Main und Lahn
mit Aufzeichnungen des Unteroffiziers Johann Hacker

Beim Sichten alter Unterlagen fielen dem Autor Dieter Oelke Aufzeichnungen eines Verwandten in die Hände, der als Unteroffizier an Manövern der preußischen Armee 1911 teilgenommen hatte.

Nach Recherchen in zahlreichen Archiven und Institutionen entstand daraus ein Buch, das anhand zahlreicher bisher nicht veröffentlichter Unterlagen und Fotos anschaulich das Alltagsleben in einer Manöverregion schildert.



Detaillierte und interessante Einblicke in die Denkweise, das Verhalten und die Lebensweise der Menschen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wie man sie in Geschichtsbüchern nicht findet, eröffnen sich. So wird dargestellt, wie im heißen Sommer des Jahres 1911 die Kriegsbereitschaft in Deutschland mit dem „Panthersprung nach Agadir“ einen Höhepunkt erreicht und die Kriegsspiele des deutschen Heeres begeisterte Reaktionen in großen Teilen der Bevölkerung auslösen.

„Schlachtenbummler“ und „Sedanfeiern“ kommen ebenso zur Sprache wie Probleme bei der Einquartierungen von Militärpersonen in den Familien und die Versorgung von 40.000 Soldaten und 12.000 Pferden. Daneben erfährt der Leser interessante Einzelheiten über den ersten Einsatz von „Flugmaschinen“, die Hofhaltung von Wilhelm II. in Mainz und die Rolle des japanischen Marschalls Graf Nogi. Und wer weiß schon, dass Prinz Friedrich Karl von Hessen drei Monate König von Finnland war?

Das Buch dokumentiert durch seine Fülle bisher weitgehend unbekannter Quellen überzeugend eine Stimmungslage in Deutschland, die unvermeidlich zum Ersten Weltkrieg führen musste. Von daher ist es eine wertvolle Lektüre für geschichtlich und politisch Interessierte.

Das Buch ist erhältlich im Buchhandel oder im Verlag regionalkultur.

Camberger Themen in anderen Publikationen:

Peter K. Schmidt

Staatsdienst in Zeiten des Umbruchs. Friedrich August von Schütz zu Holzhausen (1772-1816) in kurtriererischen und nassauischen Diensten, In: Nassauischen Annalen Bd. 121 (2010) S. 167 - 200

PORTAITS



PASS- UND BEWERBUNG SOFORT!

Marktplatz 7 | Bad Camberg
Himmelsgasse 1 | Idstein

fotostudio-marlies.de

Im Archiv gefunden:

Kurz vor seinem Tod hat Walter Lottermann den folgenden Presseartikel der Redaktion gemailt, damit er im Forum als Zeitdokument veröffentlicht wird. Der Artikel wurde am 27. Juni 1932 im Nassauer Bote veröffentlicht.

Nassauer Bote, Nassauische Landeszeitung.

Hat man da noch Worte!

* Camberg, 27. Juni.

In Camberg ereigneten sich in den letzten Tagen zwei Geschichten, die es verdienen, im ganzen Lande bekannt zu werden.

Der 20jährige Paul Munsch aus Camberg, Mitglied der Nationalsozialistischen Partei, hatte, wie erinnerlich, in der Nacht nach dem Tage des Volksentscheids auf Auflösung des Preussischen Landtages aus Berärgerung über den Fehlschlag der von den Nationalsozialisten, den Kommunisten und den Deutschnationalen betriebenen Aktion aus zusammengebundenen Sprengklapseln bestehende Sprengladungen am katholischen Pfarrhaus und am Hause des Landgerichtsrats Ruppel zur Explosion gebracht. Das Schwurgericht Limburg verurteilte ihn für dieses Verbrechen am 9. Dezember 1931 zu 1 1/2 Jahren Zuchthaus. Nach Verbüßung von 5 1/2 Monaten wurde auf Grund des Amnestiegesetzes die weitere Strafverbüßung vorläufig ausgesetzt und Munsch aus dem Zuchthaus entlassen. Am Mittwoch traf er in Camberg ein. Und siehe da:

Zum feierlichen Empfang erschienen am Bahnhof eine Reihe SA-Leute in Uniform, unter ihnen die beiden Doktoren Lawaczek. Feierlich wird der Pfarrhaus-Sprengstoffattentäter empfangen, mit Rosen geschmückt und von Dr. Ernst Lawaczek persönlich mit dem Auto durch Camberg gefahren.

Als Munsch verurteilt wurde, gab man sich alle Mühe, sein Verbrechen als unpolitisch darzustellen. Heute sieht man Konjunkturveränderung.

Dieser Vorfall enthüllt mit deutlicher Klarheit die Mentalität der Camberger Nationalsozialisten. Noch offener aber haben sie mit einer neuen „Großtat“ am Samstag dokumentiert, wes Geistes Kinder sie sind.

Der Katholische Jungmännerverein in Camberg plante für Samstag, den 25. Juni abends 9 1/2 Uhr eine Sonnwendfeier bei der Kreuzkapelle, zu der die Nachbarvereine eingeladen waren. Wegen des schlechten Wetters wurde die Veranstaltung abgesagt. Gegen 9 1/2 Uhr begaben sich einige Jungmänner zur Kreuzkapelle, um festzustellen, ob trotz der Abjage irgend ein Verein erschienen sei. Sie fanden den Verein Schwidershausen, den sie nach Hause schickten. Während die katholischen Jungmänner noch etwa 10 Minuten auf dem Platz blieben, bemerkten sie den Anmarsch von etwa 30 SA-Leuten, teilweise uniformiert. Nach einigen Marschübungen führte der SA-Führer Peter N a n ß aus Schwidershausen seine Leute vor den vorbereiteten Holzstoß. Dort hielt er etwa folgende Ansprache: „Kameraden! In Zukunft können wir es in Deutschland nicht mehr dulden, daß Separatisten in Deutschland Sonnwendfeiern veranstalten. Wenn in Deutschland jemand das Recht hat, Sonnwendfeiern zu veranstalten, dann sind wir es allein“. Dann gab er Befehl, den Holzstoß auseinanderzureißen. Während die Jungmänner sich bis dahin ruhig verhalten hatten, rief einer aus ihnen bei dem Wort Separatisten: „Pfi!“ Es fielen einige persönliche Bemerkungen. Daraufhin drangen SA-Leute auf die Jungmänner ein, wobei sie in ihre Taschen griffen. In der Dunkelheit war nicht mit Sicherheit zu erkennen, ob sie Waffen hatten. Der Führer verbot einen Angriff, da der Gegner in der Minderheit sei. Dieser Befehl wurde nur mangelhaft befolgt. Dann wurde der Holzstoß auseinandergerissen. Dabei schleuderten einzelne der SA-Leute die Holzscheite offenbar absichtlich nach der Richtung, wo die Jungmänner standen, daß einer von ihnen Verletzungen im Gesicht davontrug. Daraufhin verließen die katholischen Jungmänner den Platz. Unter den SA-Leuten befand sich auch der

vorige Woche aus dem Zuchthaus entlassene Paul Münch.

Nach Bericht des Präfecten des Jungmännervereins von Schwidershausen marschierte die SA von der Kreuzkapelle nach dort. Dort erklärte Janß öffentlich, mit Sozialdemokraten und Kommunisten könne man sich auseinandersetzen. „Diesem Lumpenzeug“ — d. h. dem katholischen Jungmännerverein — „müsse man die Faust zu spüren geben.“

Mit diesen neuesten Leistungen haben sich die Camberger Nationalsozialisten bei allen rechtlich denkenden Mitbürgern ihr Urteil selbst gesprochen. Den SA-Leuten mag man als Milderungsgrund noch ihre Jugend zugute halten. Es sind eben in der Hauptsache unreife Burschen, die in der bunten Kostümierung sich schon als die Herren in Deutschland fühlen und es für eine Großtat halten, andersdenkenden Menschen gegenüber möglichst rüpelhaft aufzutreten. Aber daß fanatisierte junge Burschen, die noch als NSB-Schützen die Schulbank drückten zu der Zeit, als das katholische Volk am Rhein den schärfsten Kampf gegen den Separatismus geführt hat, sich in einer überwiegend katholischen Stadt eine solche Sprache leisten, wirft ein bezeichnendes Licht auf die nationalsozialistische Führung in Camberg. Sie hat durch ihre und ihrer Gefolgschaft neueste Leistungen deutlich dokumentiert, daß sie in Kampffront steht gegen alles Katholische. Es ist jetzt endlich an der Zeit, daß die katholische Bürgerschaft Cambergs sich zu entschiedener Abwehr gegen das unerhörte Treiben der Nationalsozialisten zusammenschließt. Die Bürgerschaft ist das sich und dem Ruze ihrer Stadt schuldig.

Man bedenke: Jungmänner werden in der übelsten Weise beschimpft, weil sie einer katholischen Organisation angehören und sich offen als Katholiken bekennen. Und feierlich empfangen die „wahren Vertreter der kirchlichen Interessen“ einen jungen Mann, der ein Attentat auf ihren Pfarrherrn verübte. Welcher anständige Camberger Bürger hält jetzt noch zu dieser Gesellschaft?

Dr. Ernst Meyer-Camberg

Auf der Liste der Kur- und Badeärzte, die in Bad Camberg seit Beginn der Kur 1927 gewirkt haben, fällt einer allein schon durch seinen Namen auf: Dr. Ernst Meyer-Camberg.

Dr. Ernst Meyer war von 1950 bis 1964 Kur- und Badearzt in Camberg. In dieser Zeit fügte er seinem Namen den Zusatz „Camberg“ hinzu und nannte sich Dr. Meyer-Camberg.

Dr. Meyer-Camberg ist 1985 im Alter von 81 Jahren verstorben. Sein Name, der ja auch Camberg mit bekannt gemacht hat, ist heute noch durch etliche Bücher und Veröffentlichungen sowie durch die Dr. Ernst Meyer-Camberg-Stiftung und die Dr. Ernst Meyer-Camberg-Sammlung der Universität Erlangen sowie das Dr. Ernst Meyer-Camberg-Institut in München in Fachkreisen weithin bekannt.

Ernst Meyer-Camberg wurde am 12. November 1904 in Würzburg als Sohn eines Arztes geboren. 1923 begann er sein Medizinstudium in Erlangen. Nach der Approbation und der Promotion in Erlangen folgten Assistentenjahre in Königsberg. Danach war er bis zu seiner Einberufung 1939 in

Berlin tätig. Er machte den gesamten Krieg als Feldarzt mit, geriet schließlich in amerikanische Gefangenschaft und kehrte erst 1948 in die Heimat zurück. Über Düsseldorf, Säckingen und Wiesbaden kam er schließlich nach Camberg, wo er 15 Jahre lang wirkte. Danach war er leitender Arzt an dem Sanatorium Lauterbacher Mühle bei Seeshaupt am Starnberger See. 1977 zog er nach München-Pasing. Er starb am 13. November 1985 und wurde in Obermenzing beigesetzt.

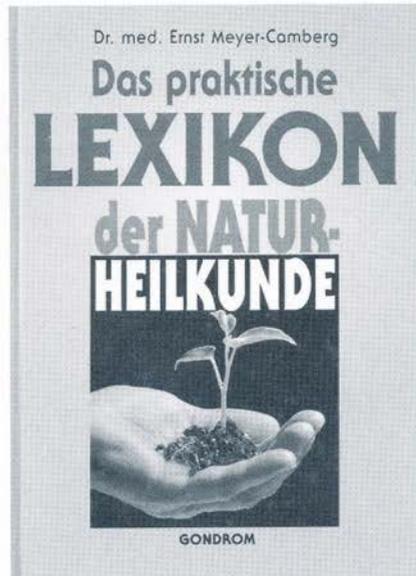
Durch den Krieg kam die Kur in Camberg praktisch zum Erliegen und es ging danach nur langsam wieder aufwärts. Als erster Kurarzt nach dem Krieg kam 1947 der bekannte Marburger Naturheilarzt Dr. Albert Wolff nach Camberg, der allerdings schon zwei Jahre später nach Brasilien auswanderte.

Sein Nachfolger wurde ab 1.7.1950 Dr. Ernst Meyer. Dieser war damals schon durch seine Veröffentlichungen und Vorträge ein anerkannter Fachmann für Naturheilverfahren. Darüber hinaus verfügte er über einen großen Bekanntenkreis, unter denen sich auch etliche Prominente befanden. Er hat die Entwicklung der Kur

nach dem Krieg entscheidend beeinflusst und brachte zusätzliche Patienten mit nach Camberg, unter denen sich auch bekannte Theaterleute und andere Prominente aus seinem Bekanntenkreis befanden.

Während der Zeit in Camberg veröffentlichte er weitere Bücher, wie „Taschenbuch der Pflanzlichen Therapie“, „Urgrund und Heilung“ und sein bekanntestes Werk „Das praktische Lexikon der Naturheilkunde“, welches später auch als Taschenbuch herausgegeben und in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Zusätzlich war er Mitherausgeber einiger Fachzeitschriften und hielt Vorträge im In- und Ausland.

Am 8. April 1953 wurde in Camberg durch seine Initiative von einer kleinen Gruppe von Ärzten, Pharmazeuten und Pharmazeutischen Biologen, deren gemeinsames Interesse der Arzneipflanzenforschung galt, die „Deutsche Gesellschaft für Arzneipflanzenforschung und -therapie“ gegründet. Dr. Meyer-Camberg wurde zum ersten Präsidenten der Gesellschaft gewählt. Bereits nach fünf Jahren hatte sich die Mitgliederzahl vervierfacht. 1969 hatte sich die Gesellschaft zu einem internationalen Forum entwickelt, daher wurde der Zusatz „Deutsche“ aus dem Namen gestrichen. Seit 1970 lautet der Name „Gesellschaft für



Arzneipflanzenforschung“. Heute hat sie Mitglieder aus aller Welt und dadurch eine internationale Plattform als Voraussetzung für ein breites, aktuelles Wissenschaftsforum erreicht. Sie nennt sich heute „GA - Society for Medicinal Plant and Natural Product Research“. Auf der Homepage dieser Gesellschaft wird heute noch auf die Gründung in Camberg hingewiesen.

Bis in die 60er Jahre war die Zusammenarbeit zwischen Dr. Meyer Camberg und Bürgermeister Hemmerle, den Organen der Stadt und den Kurhaltern relativ reibungslos. Entscheidungen der Stadt in Sachen Kur wurden mit ihm abgestimmt. Seine Praxis wurde gut angenommen und er konnte viele Patienten erfolgreich behandeln.

Mit Unterstützung seiner Frau Charlotte führte er jeden Morgen im Luft- und Sonnenbad die Morgengymnastik mit den Kurgästen durch. Er hatte klare Vorstellungen von der Gestaltung der Kur in Camberg und der Behandlung von Patienten. So entstanden zwei Kurheime, deren Gäste von Dr. Meyer Camberg nicht nur ärztlich, sondern auch in Bezug auf Anwendungen und Ernährung betreut wurden. Diese waren fast immer ausgebucht, während andere Probleme hatten die Häuser zu füllen.

Dr. Meyer Camberg war beruflich und wirtschaftlich erfolgreich. Er baute gegenüber dem Badehaus ein

Wohnhaus mit Praxisräumen, was darauf schließen lässt, dass er langfristig in Camberg bleiben wollte. Ganz anders sah es mit dem wirtschaftlichen Erfolg der Stadt mit ihrem „Eigenbetrieb – Kur“ aus. Die Kur wurde immer mehr zum Zuschussbetrieb und nicht alle Mitglieder der städtischen Organe waren Unterstützer der Kur. Auch in der Bevölkerung gab es nicht nur Befürworter der Kur. Das Verhältnis von Dr. Meyer zu den Organen der Stadt und insbesondere zu Bürgermeister Schulisch war inzwischen merklich abgekühlt. So kam es am 21.6.1963 zu einer Versammlung der Kurhalter, dem Kur- und Verkehrsverein und den städtischen



Dr. Ernst Meyer-Camberg bei der Morgengymnastik im Luft- und Sonnenbad

Körperschaften, an der Dr. Meyer Camberg nicht teilnahm. Die Neue Presse berichtete am 24. Juni mit der Überschrift „Ist Dr. Meyer wirklich an allem schuld?“ ausführlich über diese Versammlung.

Die Stadt fragte nach den Ursachen der rückläufigen Entwicklung der Kur, beklagte den steigenden Zuschussbedarf und suchte nach Verbesserungsmöglichkeiten. Die Kurhalter klagten über die mangelnde Unterstützung der Stadt und den geringen Fortschritt bei dem Ausbau und der Verschönerung des Kurparks. Der Kur- und Verkehrsverein brachte die Privatisierung des Badehauses ins Spiel. Nach lebhaften Diskussionen und gegenseitigen Schuldzuweisungen steuerte die Versammlung auf das Thema Dr. Meyer zu. Der Bürgermeister stellt fest, dass bei den Kurhaltern zwei Fronten bestehen, eine, die bedingungslos zum Kurarzt hält und eine zweite, die dieser Entwicklung nicht folgt. Niemand bezweifelt die fachliche Kompetenz von Dr. Meyer, jedoch hält man mehrheitlich sein Vorgehen nicht förderlich für die Gesamtheit der Kur.

Das führte soweit, dass der Bürgermeister über die Frage abstimmen ließ, ob man Dr. Meyer als Förderer der Kneippkur ansehen könne. Die Mehrheit der Versammlung verneinte diese Frage. Daraufhin erklärte der Bürgermeister „dass sich die städtischen Körperschaften mit den Dingen befassen würden und entweder werde versucht, dass Dr. Meyer seine bisherigen Praktiken in geschäftlicher Hinsicht ände-

re, oder man lege ihm nahe, Camberg zu verlassen“. Dr. Meyer Camberg, der von der Aussage des Bürgermeisters durch den Zeitungsartikel erfuhr, reichte eine Dienstaufsichtsbeschwerde gegen Bürgermeister Schulisch ein, der allerdings nach Prüfung durch den Landrat nicht stattgegeben wurde.

Obwohl sich viele seiner Unterstützer in Versammlungen und in der Presse deutlich zu Wort meldeten, verließ Dr. Meyer Camberg etwa ein Jahr später Camberg im Groll.

Neben seinen in Camberg bekannten Aktivitäten als Arzt und Schriftsteller war Dr. Meyer-Camberg auch ein bedeutender Autographensammler. Seine Sammlung umfasst rd. 900 Einzelstücke. Die bedeutendsten deutschen Schriftsteller und Philosophen aus mehr als drei Jahrhunderten sind vertreten, z.B. Goethe, Kant, Klopstock, Lessing, Wieland. Kleist, Schiller. Seine Autographensammlung im Millionenwert schenkte er anlässlich seines 80. Geburtstags als **Dr. Ernst Meyer-Camberg-Sammlung** seiner Heimat-Universität, der Friederico-Alexandrina, in Erlangen.

Während seines Studiums in Erlangen war Dr. Meyer-Camberg bei dem studentischen Corps Onoldia aktiv. Im Ruhestand widmete er sich wieder intensiv den studentischen Corps. Er erarbeitete die Corpsgeschichte und die Matrikel der Corpsmitglieder des Corps Onoldia ab dem Gründungsjahr 1798. Für den Verein für corpsstudentische

Geschichtsforschung gab er ab 1980 das Jahrbuch des Vereins unter dem Titel „Einst und Jetzt“ heraus. In diesem Zusammenhang gründete er die **Dr. Ernst Meyer Camberg-Stiftung** zur Förderung der Wissenschaft, zur Bildung und Erziehung des studentischen Nachwuchses in Erlangen, sowie Förderung der studentischen Geschichtsforschung durch Abhaltung von Seminaren, Vorträgen und ähnlichen Bildungsveranstaltungen.

1993 wurde von seinem Freund und Corpsbruder Dr. Scheidemann gemeinsam mit der Witwe von Dr. Meyer-Camberg das **Dr. Meyer-Camberg-Institut** gegründet, um sein Lebenswerk fortzuführen und seinen Namen in Erinnerung zu halten. Es hat als Satzungszweck die Förderung der studentischen Geschichtsforschung, besonders aber die Aus- und Persönlichkeitsbildung der Studierenden an den Hochschulen. Hierzu führt das Institut in Zusammenarbeit mit der Hanns-Seidel Stiftung, mit Lehrstühlen des Bayerischen Elitenetzwerkes mit Graduierten Colleges und anderen Einrichtungen Seminare und Workshops durch, in welchen sich die Studierenden die für den persönlichen und beruflichen Erfolg so wichtigen Schlüsselqualifikationen aneignen können.

Gemäß dem Katalog der Deutschen Nationalbibliothek war Dr. Meyer-Camberg nicht nur Arzt, sondern auch Schriftsteller, Autographensammler und Studentenhistoriker.

Am 3. Dezember 1985 widmete Bad Camberg ihm einen Nachruf in der Neuen Presse Hier heißt es: „ Ende 1964 verließ Dr. Meyer die Kurstadt wieder, weil man seinen Intentionen von Kur- und Kurentwicklung nicht zu folgen bereit war; eine falsche Entscheidung, die für die Folgezeit eine sehr negative Situation mit sich brachte.“

Eine Delegation, bestehend aus Bürgermeister Enzmann, Stadtrat Josef Bogner und Günther Christ als Vorsitzender des Kur- und Verkehrsvereins, reiste 1965 zu Dr. Meyer-Camberg und versuchte ihn zurück zu holen. Sie konnten ihn nicht umstimmen. Allerdings kam er zu einem Arztvortrag nach Camberg und machte seinen Frieden mit der Stadt seines Wirkens. Auch seine Frau Charlotte kam danach noch viele Jahre als Kurgast gerne nach Camberg.



Dr. Ernst Meyer-Camberg



Dr. med. Carola Baisse

Schulmedizin & Alternative Heilverfahren

Privatärztliche Praxis für integrative Medizin

▶ Hausärztliche Versorgung

▶ Schmerztherapie

▶ Akupunktur

▶ Klassische Homöopathie

▶ Ernährungsmedizin

▶ Anti-Aging Medizin

▶ Biologische

Faltenunterspritzung

Individuelle
Therapiekonzepte

Am Lammstück 14 • 65520 Bad Camberg

Tel. 06434 908255 • Fax 06434 908256

E-Mail: praxis@drbaisse.de

Der Altar am Neumarkt

- Zur Verherrlichung des Fronleichnamfestes -

Am Neumarkt ist ein Schandfleck verschwunden, der jahrelang bei den Bürgern und den städtischen Gremien für viel Diskussionsstoff sorgte. Dazu brach noch im Juni 2000 die Scheune des Anwesens Neumarkt 3, gelegen an der Mauergasse, ein. In vielen Gesprächen wurde die Situation beraten, was mit dem Objekt „Neumarkt 3“ geschehen sollte. Im Spätsommer 2007 war es endlich soweit, dass der neue Besitzer, Dr. Jörg Dietrich, mit der Sanierung, dem Um- und Anbau beginnen konnte. Das Wohnhaus wurde mit großem Aufwand saniert und ein moderner Anbau anstelle der Scheune und der Ställe errichtet. Im Dezember 2008 konnte Dr. Jörg Dietrich seine zahnärztliche Gemeinschaftspraxis eröffnen.

Über die gesamte Bauzeit des Anwesens stand der neben dem Wohnhaus stehende Altar ohne die Kreuzigungsgruppe da. Hier waren zuvor Randalierer am Werk und beschädigten die Figuren. Sie wurden instand gesetzt und restauriert und warteten darauf, bis die Baumaßnahmen abgeschlossen waren, um in neuem Glanz das „Altärchen am Grünen Platz“, wie es im Volksmund genannt wird, zu zieren.

Auf der Frontplatte aus Gusseisen unter dem Altartisch hat sich der Stifter verewigt. Hier ist zu lesen:

DIESER ALTAR WURDE
ZUM EWIGEN
GEDENKEN ERBAUT:
VON WILHELM MARTIN ZU
CAMBERG IM JAHR 1867

Wilhelm Martin wurde am 5. Mai 1800 geboren und starb am 23. Februar 1867. Von Beruf war er Maurermeister, ledig und hatte keine direkten Erben. Er hatte das Haus, ein zweistöckiges Putzfachwerkhaus mit einem „gebrochenen Dach“ (Mansardengiebeldach), Scheune und Stall, im Jahre 1855 erworben. Kurz vor seinem Tod errichtete er den neugotischen Fronleichnamsaltar. Er steht bündig zwischen den Häusern Neumarkt 1 und 3, hat eine Breite von



Gedenkplatte nach der Renovierung
1990 (Foto: M. Kunz)

2,50 m und eine Höhe von etwa 5,00 m. Den Abschluss oben bildet ein schmiedeeiserner Bogen mit vergoldeten Rosetten. Ob Martin die Fertigstellung noch erlebte, wissen wir nicht. Da er kein Testament hinterlassen hatte, traten seine drei Geschwister Christian, Adam und Catharina das Erbe an. Schon am 2. März des Todesjahres von Martin wurde die Grundfläche des Altars vermessen und abgesteint. Es waren 34 Feldruten, eine Fläche von etwa 8,5 qm. Die Erben beschlossen, den Altar mit einer Stiftung der katholische Kirchengemeinde zu überlassen, wie es der Wille des Bruders gewesen war.

Der Vertrag wurde am 10. April 1867 im Beisein der Erben, des Pfarrers Wehrfritz, des Bürgermeisters Stockmann und des Kirchenvorstands geschlossen. Hier bestimmten die Erben von Wilhelm Martin, dass der Altar in den Besitz der Pfarrei übergehe und zusätzlich 100 Gulden aus dem Erlös des Hausverkaufs. Diese 100 Gulden sollten angelegt und von den Zinsen jährlich der Altar zum Fronleichnamfest geschmückt werden. Den Rest der Zinsen möge der Pfarrer zur Verherrlichung des Fronleichnamfestes verwenden. Amtlich bestätigt wurde die Stiftung im Juli durch die königliche Landes-

schultheißerei in Idstein und die Eintragung ins Camberger Stockbuch. Die 100 Gulden hatten ein Jahr später, als die preußische Währung eingeführt wurde, einen Wert von 50 Talern. 1871 wurden es dann 171 Mark. Wie bei vielen anderen Stiftungen fiel das Geld der späteren Inflation zum Opfer.



Der Altar mit einem Eisengitter um 1900 (Foto: A. Schorn)

Seit der Errichtung führte die Fronleichnamsprozession zu dem „Altärchen am Grünen Platz“, wo der 3. Segen erteilt wurde. Von dort ging es dann zum 4. Altar und in die Kirche zum Schlussegen zurück. 1940 und 1941 wurde in Camberg die Prozession ausgesetzt, da die nationalsozialistischen Machthaber keine Kirchenfahnen, son-

dern nur solche mit dem Hakenkreuz erlaubten. 1942 fand dann wieder eine Prozession statt, wo die Häuser nun ohne Fahnen geschmückt wurden, was dann als ein „improvisiertes Glaubensbekenntnis“ der Camberger mit ihrem Pfarrer verstanden wurde. Bis nach dem Krieg war der Altar eine Station bei der Prozession. In unmittelbarer Nähe, in der Neumarktstraße, errichteten die Nachbarn dazu eine große Ehrenpforte mit Tannengrün und Fahnen.



Der Altar nach der Renovierung
1990 (Foto: M.Kunz)

Der in Camberg weilende Architekt Josef Krings entwarf im Jahre 1946 vier neue Altäre, die von Camberger Schreinerbetrieben gefertigt wurden. Sie hatten ihre Plätze in der Kapellenstraße, im Stadtpark auf der Freilichtbühne, am Marktplatz und am Fotohaus Schorn. Das Altärchen wurde nicht mehr einbezogen, doch von den Anwohnern geschmückt und in Erinnerung an eine fromme Stiftung in Ehren gehalten.

Quellen:

- Angst, Friedrich: *Ein Altar an der Straße*. in: *Denkmäler 1000 Jahre Leben in Camberg*. Hg. Magistrat der Stadt Bad Camberg, Bad Camberg, 2000, Seite 64 ff
- Schorn, Albert: *Camberg in Wort und Bild*, Camberg o.J. Foto Seite 29
- Pfarrarchiv kath. Pfarrei Bad Camberg, K38/11

Albert Schorn (26.5.1873 - 30.9.1955)

Mein Lebensweg

Nach dem 2. Weltkrieg verfasste der Camberger Fotograf und Chronist Albert Schorn handschriftlich „Mein Lebensweg“. Von den 56 DIN A 5-Seiten gab es in der Familie Schorn zwar eine Kopie, das Original war aber über Jahre verschwunden.

2009 wurde das Original wieder gefunden und befindet sich nun in den Händen von Brigitte Thies, einer Enkelin von Albert Schorn.

Der handschriftliche Text wurde von der Familie Schorn übertragen. Die Orthografie von Albert Schorn wurde beibehalten, nur die Überschriften über den einzelnen Abschnitten wurden neu eingefügt.

Der Lebensweg von Albert Schorn wurde im Heft 36 unserer Vereinsbroschüre von Michael Traut in dem Artikel „Zwei Camberger Persönlichkeiten Jacob 'Abott' Schmidt und Albert Schorn“ ausführlich dargestellt.



Vorfreude auf Weihnachten

Stimmen Sie sich auf die Weihnachtstage ein und genießen Sie ein 3-Gang-Menü am

Freitag, 10. und Samstag, 11. Dezember

Menü

Lachsforelle auf Estragonrahm mit Wildreis und Karotten

*Hirschrücken aus der Honig-Sternanis-Beize mit Pfefferkirschen
an Grießstrudel und Rosenkohl*

*Feine Käseauswahl oder
überbackene Zimtpflaumen mit Gewürzsahne und Wallnusseis;
dazu eine Tasse Espresso oder Kaffee*

€ 25,- pro Person (Um Reservierung wird gebeten!)

WeinCafé am Kirchplatz – Kirchgasse 3 - 65520 Bad Camberg
Tel. 0 64 34/90 78 750 – Fax 0 64 34/90 78 751
www.weincafe-badcamberg.de



Mein Lebensweg

Bei Bearbeitung meines dritten Buches.
 „Cambergs Chronik 1918 - 1945. aus glücklichen und traurigen Tagen“
 sind 50 Jahre verflossen, seitdem ich die erste Photoaufnahme machte.
 Bei dieser Gelegenheit möchte ich (wie schon einmal im Kapitel „Camberg von
 ehemals“ erwähnt, dass, wer fleißig, strebsam und stets einen guten Willen hat,
 es in der Welt zu etwas bringen kann) meinen Lebensweg wiedergeben,
 der mich zur Photographie und zu all dem, was damit eng verbunden war,
 führte. Es dürfte auch für die Leser von höchstem Interesse sein, ihn vor
 allem deshalb eingehend kennenzulernen, weil er nicht nur eine bloße
 Aufzählung meiner Lebensdaten gibt, sondern

Bei Bearbeitung meines dritten Buches „Cambergs Chronik 1918 - 1945 aus glücklichen und traurigen Tagen“ sind 50 Jahre verflossen, seitdem ich die erste Photoaufnahme machte. Bei dieser Gelegenheit möchte ich (wie schon einmal im Kapitel „Camberg von ehemals“ erwähnt, dass, wer fleißig, strebsam und stets einen guten Willen hat, es in der Welt zu etwas bringen kann) meinen Lebensweg wiedergeben, der mich zur Photographie und zu all dem, was damit eng verbunden war, führte. Es dürfte auch für die Leser von höchstem Interesse sein, ihn vor allem deshalb eingehend kennenzulernen, weil er nicht nur eine bloße Aufzählung meiner Lebensdaten gibt, sondern

auch vornehmlich aus dem Grunde, weil eine Fülle Camberger lokaler Begebenheiten, ein Stück Heimatgeschichte in hervorragender Weise in ihn hineinspielen.

Mein Vater, Johann Schorn, Sohn des Ackermanns Josef Schorn, geb. am 3. April 1829 zu Ratingen, starb am 6. August 1910 zu Camberg. Meine Mutter, Franziska Schorn, geb. Stolz, geboren am 6. August 1830 zu Camberg, starb daselbst am 17. April 1903.

Mein Vater diente bei den Düsseldorfer Husaren, war zuletzt Bursche bei Freiherrn von Spieß, der ihn mit zur Familie Freiherrn von Schütz, Camberg, brachte. Als die Familie

des Freiherrn von Schütz sich auflöste, kam mein Vater zuerst als Grundarbeiter zu Jakob Rühling, dann als Briefträger zum Postamt Camberg. Wir hatten 7 Kinder, 5 Jungen und 2 Mädchen. 2 Jungen starben bereits im Alter von 2 bzw. 3 Jahren. Ich war der Jüngste unter meinen Geschwistern.

Meine Mutter war Näherin und besaß die erste Nähmaschine in Camberg. Als ich im Jahre 1887 aus der Schule entlassen wurde, kam ich zu Tünchermeister Philipp Hartmann in die Lehre. Meine erste Arbeit bestand im Stangenschälen (im Hospitalweg), dann zum Bleiweißmahlen in die Werkstätte, die sich in dem ehemaligen Bachenheimerschen Hause befand. Dann ging man an die Neubauten in der Strackgasse, wo die prächtigen Fachwerkhäuser ein Jahr vorher durch den großen Brand vernichtet wurden. Es sind die Häuser wo jetzt Meurer, Schneider, Josef Birkenbihl und August Birkenbihl

wohnen. Hier habe ich mich im Speistragen und Strohlehm machen bald einleben müssen. Aber alle diese Arbeiten wären für mich erträglich gewesen, wenn nicht der Geselle namens Visseler aus Erbach, ein alter Mann, so ein eigenwilliger, querulierender Mann gewesen wäre. Ich habe oft zu meiner Mutter gesagt: „Der Visseler läßt mir den ganzen Tag keine Ruhe, was man auch macht, macht man verkehrt, es ist doch gewiss keine Kunst das Speis und Strohlehm machen, trotzdem werde ich den ganzen Tag schikaniert, der Mann scheint viel Durst zu haben. Er hat nämlich hinter der Tür, wo wir arbeiten, ein kleines Fläschchen, da riecht es immer nach Branntwein und wenn das Fläschchen leer ist, ist der Teufel mit ihm los. Gib mir mal 10 Pfennig, damit ich ihm einmal Branntwein holen kann, vielleicht ist das ein gutes Mittel zur Beruhigung und dann meckert er auch nicht mehr so.“ Wie gesagt, so getan. Ich bekam 10 Pfennig, die ich Visseler gab und

ihm dabei sagte, dass er sich einen dafür zum Trinken holen sollte. Von dieser Zeit an stand ich mich gut mit ihm, natürlich mußte ich dies öfters wiederholen.



*Franziska und
Johann Schorn*

Im Frühjahr 1888 bat mich mein Bruder Jakob immer wieder inständigst, mit ihm nach dem Rheinland zu gehen und auch Stukkateur zu werden, was eine bessere Zukunft verspreche und auch mehr Geld einbringe. Ich zögerte lange, hatte auch keine Lust dazu, wollte auch bei Hartmann nicht aufhören und beabsichtigte, meine Lehrzeit zu beenden. Zuletzt ließ ich mich doch überreden und sagte zu. Als der günstigste Zeitpunkt gekommen war, machten wir uns auf in die „Fremde“. Wir fuhren nach Münster (Westf.). Schon am anderen Tag begann unsere Arbeit. Alles war mir fremd, fremde Gesichter und fremde Leute umgaben mich und dazu kam das westfälische Platt, das ich anfangs überhaupt nicht verstand. Mich überfiel ein furchtbares Heimweh. Bei jedem Pfiff der Lokomotive, die man von weitem hörte, wäre ich am liebsten wieder zurückgefahren. Und als ich auch hier nicht fand, was mir versprochen wurde, da wurde ich traurig und weinte manchmal in einer stillen Ecke, wo man mich nicht sehen konnte. Ich dachte sehnsüchtig an die Heimat, an Vater und Mutter. Aber es mußte durchgebissen werden, komme was da mag. Wir arbeiteten auf einer Baustelle in der Hammerstraße. Meine erste Arbeit galt wieder dem Speis machen und darin, ihn auf das Gerüst zu bringen. So ging es eine lange Zeit. Ich war furchtbar enttäuscht darüber und

fragte mich, ob ich ein Lehrling oder ein Handlanger sei und ich habe es mir auch deutlich anmerken lassen. Ich hatte mir alles anders vorgestellt.

Anfangs ging ich sonntags mit meinem Bruder um 11 Uhr zur hl. Messe. Da sah ich an einem Sonntag nach der Messe einen Camberger, Johann Hofmann. Wie ich mich darüber freute, kann man sich denken, in der Fremde unverhofft einen Camberger zu Gesicht zu bekommen. Von da ab verabredeten wir, uns jeden Sonntag nach dem Hochamt am Domplatz zu treffen. Das machten wir nun jeden Sonntag. Zugleich hielt ich damit auch mein Versprechen, das ich meiner Mutter geben mußte, jeden Sonntag, wenn irgend möglich, in das Hochamt zu gehen. Nach dem sonntäglichen Nachmittagskaffee machten wir gewöhnlich zusammen einen Spaziergang ins freie Feld, in Gottes schöne Natur, wo wir uns immer von der Heimat erzählten. Später gingen wir auf dem Heimweg in eine Kegelbahn, tranken ein Glas Bier und sahen den weißen Kürassieren beim Kegeln zu.

Gegen Herbst kamen wir an einen Bau, an dem viele Stuckarbeit auszuführen war, der ich mich mit Lust und Liebe hingab. Ich hatte die Stuckarbeiten auch leicht begriffen. Als ich mich darin ziemlich eingearbeitet hatte, brauten schon die Herbstnebel und bald darauf stellten sich auch schon Nachfröste ein.

Es war Anfang November, als die Arbeit eingestellt werden mußte und noch vor Kirchweih ging es zur Heimat zurück. Diese Freude vergesse ich in meinem ganzen Leben nicht. Wieder in der Heimat, wieder in dem Elternhaus, wieder bei den Kameraden, wieder in den alten Straßen, wo wir noch vor einigen Jahren als Schulkinder gespielt hatten. Ja, das war ein Wiedersehen, worauf ich mich schon den ganzen Sommer gefreut hatte!

Im Winter gingen die meisten Maurer und Stukkateure in den Wald, um Holz für die Stadt einzuschlagen. Mein Bruder Jakob wollte mich auch mitnehmen, aber meine Mutter ließ es nicht zu mit der Erklärung: „Du bist noch so jung und kannst noch so viel in deinem Leben arbeiten, wie schnell geht der Winter vorüber! Und dann mußt du doch wieder in die Fremde. Bleibe zu Hause und bringe das Essen in den Wald. Dann bekommt Jakob immer ein warmes Essen und du kannst noch allerlei im Hause mithelfen.“

Ich war der Jüngste unter meinen Geschwistern und stand in dem besonderen Schutze meiner lieben Mutter. Als ich nun einige Tage das Essen in den Wald brachte, da sah mich mein Onkel Josef Schmitt, der auch bei den Waldarbeitern war und später Feldhüter wurde, mit großen Augen an und brummelte etwas in seinen stutzigen Vollbart, was ich nicht verstehen, aber an seinen Augen able-

sen konnte, daß es auf mich gemünzt war. Als ich mich am folgenden Tage wieder aus demselben Grunde in den Wald begab, da sagte er laut zu seinen Mitarbeitern, wahrscheinlich damit ich es hören sollte: „Der Kerl könnte doch auch mithelfen, er soll sich schämen.“ Da wußte ich genug. Ich hatte auch wirklich Scham empfunden, aber nicht deswegen, weil ich nicht in den Holzwald ging, sondern weil ich in Gegenwart der Arbeiter als Faulenzer hingestellt wurde. Als ich nach Hause kam, war es das erste, was ich meinen Eltern sagte: „Entweder gehe ich in den Wald und helfe auch mit Holz machen, oder ich bringe das Essen nicht mehr dorthin.“ Trotzdem beharrte meine Mutter auf ihrem Standpunkt und mein Bruder Jakob mußte sich sein Essen, wie es auch seine Kollegen taten, selbst mitnehmen. Das hatte er meinem Onkel Josef zu verdanken.

Einige Tage später wurde das Wetter stürmisch, es setzte großes Schneetreiben ein, ich war froh, daß es so gekommen ist. Der Schnee lag stellenweise so hoch, daß die Waldarbeiter ihre Arbeit einstellen mußten.

Der Wintersport trat in seine Rechte. Schlittenfahren war gegen Abend für die ganze Jugend ein schönes Vergnügen. Bei schlechtem Wetter gingen wir hin und wieder in die Kneipe und zwar mit Vorliebe zum Dunker (Bouffier) „Gasthaus zur al-



*Familie Johann und Anna Franziska Schorn um 1900
v.l. die Kinder Margaretha, Karl, Albert, Jakob, Anna*

ten Post“, jetzt Sattler Urban. (s. Camberg in Wort & Bild im Anzeigen-Anhang) Der Name Dunker war davon abzuleiten, daß Bouffier früher Färber gewesen war. Besonders die Unzertrennlichen, wie sie uns nannten - das waren Ferdinand, Philipp und ich - gossen gerne einen hinter die Binde. Wir hielten zusammen wie Brüder.

Die frohen Weihnachtsfeiertage gingen vorüber, ein neues Jahr brach an. Langsam kam die Frühlingssonne und die Zeit rückte heran, wo wieder das Bündel gepackt werden mußte. Am Dienstag sollte es wieder in die Fremde gehen. Wenn ich schon dieses Wort hörte, dann grauselte es mich.

Die erste Liebe

Es war gerade Fastenzeit. Wie es üblich war und wie es heute noch zu sein pflegt, gingen die Camberger Sonntagnachmittags hinauf zur Kreuzkapelle. Auch wir 3 Unzertrennlichen begaben uns dorthin, kamen aber etwas zu spät, sodaß die ersten schon wieder zurückkehrten. Unterwegs begegneten uns zwei Camberger Mädchen, deren eine mit ihren dunklen Augen und ihrem freundlichen Blick mir besonders zunickte und grüßte. Dieser warme Blick mit dem lieblichen Lächeln bewegte mein Herz in sonderbarer Weise. Ich drehte mich um und auch sie drehte sich merkwürdigerweise zur gleichen Zeit um. Da war mir etwas klar, es war der erste Sonnenstrahl einer jungen aufkeimenden Liebe. Am nächsten Tag wollte es der Zufall, daß sich die Begegnung in der Stadt wiederholte. Ich wollte ihr einen schönen guten Tag sagen und zugleich ein herzliches Lebewohl, aber ich fand nicht den Mut dazu. Aber wieder an dem freundlichen Blick und herzlichen Lächeln konnte ich erkennen, daß auch in ihrer Seele etwas wie erste Liebe aufsproß.

Am nächsten Morgen hieß es wieder Abschied nehmen vom Elternhaus, von Freunden und Bekannten. Der Abschied fiel mir diesmal sehr schwer. Als der Zug 9.05 Uhr nach Limburg abgefahren war und einige hundert Meter die Station verlassen hatte, kamen mir nochmals

die Gedanken über das seltsame Erlebnis der beiden letzten Tage. Ich ließ einen hoffnungsvollen Blick aus dem vorübergehenden Zug hinunter nach dem kühlen Wiesengrunde schweifen, wo ein Mühlenrad sich drehte, „ja, da ging ein Mühlenrad“!

Gegen 12 Uhr nachts kamen wir in Münster (Westf.) an. Am nächsten Tag fingen wir gleich wieder die Arbeit an. Josef Becker, J.B.Grimm, H.Schmitt und mein Bruder Jakob waren auch bei dieser Arbeit eingesetzt. Als der Bau fertiggestellt war, siedelten wir nach Iserlohn über, dann nach Arnsberg und später nach Unna, wo wir überall für einen Unternehmer mit Namen Pellegrini (einem Italiener) aus Münster, arbeiteten, dann kehrten wir wieder nach Münster zurück.

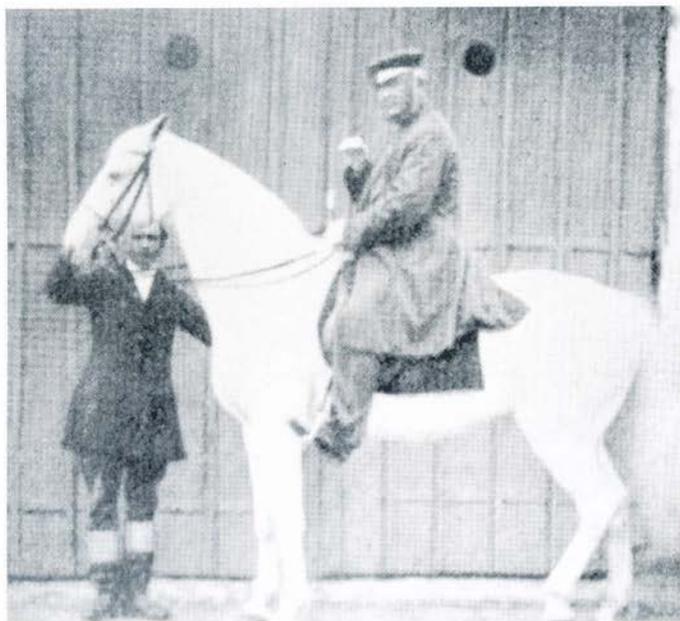
Es war das reinste Zigeunerleben, heute hier und morgen dort. Heinrich Schmitt machte sich jetzt selbständig. Er war ein tüchtiger Stukkateurmeister und verstand sein Geschäft aufs beste. Er nahm nur die besten Arbeiten an, was Stuckarbeit betraf, stellte tüchtige Fachleute ein und packte anfangs auch fleißig an. Ich blieb bei ihm und mein Bruder wurde mit einer anderen Baustelle betraut. Schmitt verdiente viel Geld und hatte in kurzer Zeit sich schon ein ganz erkleckliches Vermögen erworben. Aber wie so oft im Leben, wenn es dem Esel zu gut geht, geht er aufs Eis tanzen. Ich mußte bei ihm eine längere Zeit von morgens 5 bis abends 8 Uhr arbei-

ten und sollte für die Stunde von 5-6 Uhr morgens und von 7 - 8 Uhr abends 30 Pfennig bekommen. Meinen Tagelohn bekam ich, aber die Überstunden wurden mir bis heute noch nicht ausgezahlt. Er führte auf einmal ein ganz anderes Leben, ließ sich nur selten an der Baustelle sehen und widmete sich mehr seinem Vergnügen. Dieses Leben führte Schmitt zu seinem Ruin; so sank er mit der Zeit von Stufe zu Stufe, bis er in seinen alten Tagen als Handwerksbursche auf der Landstraße landete.

Ein Schulkamerad von ihm, der alte Küfer Jos. Schmitt, erzählte mir einmal, er sei in Hasselbach gewesen und hätte zufällig seinen Schulkameraden Schmitt's Heini (H.Schmitt)

getroffen, wie er von Haus zu Haus ging und um eine kleine Gabe anhielt. Er hätte große Augen gemacht, als er ihn sah, dann hätte er ihm sein Leid geklagt, daß er sich meistens in der Michelbacher Gegend aufhalten würde. Wenn möglich, dann ging er jedes Mal bis hinauf zur Wörs, betrachtete sich seine alte Heimat, dächte dann immer an die herrlichen Stunden der Jugend, wobei er die Tränen nicht verbergen könnte, und ging dann wieder zurück. So hatte man allerlei erlebt in der Fremde, dieses alles wiederzugeben würde zu weit führen.

Da kam auf einmal die Nachricht, daß mein Vater beim Verladen von Paketen verunglückt sei, daß er sich einen Armbruch zugezogen hätte.



*Freiherr von
Schütz auf
seinem Lieblings-
pferd, daneben
sein Diener
Jakob Schorn*

Nach einiger Zeit bekam ich weitere Nachricht von zu Hause mit der Anfrage, ob ich gewillt sei, anstelle des Vaters in den Postdienst einzutreten, denn er könnte seinen Dienst infolge des Unfalles nicht mehr ausführen. Als ich dieses vernahm, lachte und weinte ich vor Freude, gab sofort in einem Brief ohne jemand zu fragen meine Zustimmung und meine Freude darüber zum Ausdruck. Nach vier Wochen teilte man mir mit, daß ich eintreten solle, aber vorerst nur als Aushelfer, bis ich das gesetzmäßige Alter erreicht habe, das war nicht mehr lange. Die Hauptsache war, daß ich angenommen wurde. Meinen Eltern ließ ich die Stunde meines Eintreffens in Camberg zukommen.

Als ich dann am Bahnhof ankam, waren schon die Kameraden da, die über mein Kommen unterrichtet waren, und nahmen mich in Empfang. Die Freude kann ich mit Worten nicht mehr zum Ausdruck bringen. Nur der Gedanke allein, nicht mehr in die Fremde zu gehen, machte mich überglücklich. Ja, in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen!

Am nächsten Tag stellte ich mich Postmeister Casper vor, der mir den Bescheid der Oberpostdirektion mitteilte, mich schon auf die Pflichten eines Beamten hinwies und mir meinen Dienst für den nächsten Tag bekanntgab. Mit Lust und Liebe habe ich meinen Dienst hier ausgeführt. Es war mir nichts zuviel, bei

Regen oder Sonnenschein, immer mit frohem Mut und gutem Willen; ich war ja noch so jung, eine neue Welt hat sich mir aufgetan, es war ein Wendepunkt meines Lebens. Postmeister Casper war ein strenger Vorsteher und genau im Dienst, aber auch ein guter Mensch gegenüber denen, die ihre Pflicht gewissenhaft ausführten. So habe ich ihm in meiner freien Zeit öfters im Garten geholfen und sonstige Gefälligkeiten erwiesen. Da ich meinem Vater im Postdienst schon als Schuljunge behilflich war, fiel mir der Postdienst auch nicht schwer.

Nun kamen alle Freunde fast jeden Tag zusammen. Ein Tag in der Woche war Kegelabend in der Wirtschafft Rieth am Marktplatz, wo wir manche frohe Stunde verlebten. Mein Freund Philipp war auch unterdessen aus der Fremde heimgekehrt und die Unzertrennlichen waren wieder zusammen. Einige Tage später traf es sich auch, daß ich meiner stillen Liebe begegnen sollte. Da ich schon von weitem in der Limburger Straße ihr nettes Gesicht sah und sie mich auch schon von weitem bemerkte, faßte ich aber diesmal den Mut und begrüßte sie. Sie freute sich sehr darüber und ließ sich in ein längeres Gespräch ein, wobei auch die Begegnung an der Kreuzkapelle zur Sprache kam. Wir sprachen auch über meine jetzige Tätigkeit bei der Post, wovon sie auch schon erfahren hatte. Wir verabschiedeten uns freundlichst auf ein baldiges Wiedersehen. So kam un-

verhofft das erste Zusammentreffen, auf das ich schon lange gewartet hatte, mit dem Gedanken, daß sie nur Einbildung und nicht Wirklichkeit sei.

Schneller als ich gehofft hatte, kamen Ferdinand und Philipp zu mir und sagten, daß wir Sonntag bei Wey. Birnen schälen helfen, wozu die und die eingeladen haben! Selbstverständlich werden wir uns einfinden, wir wollen doch den Mädchen die Arbeit nicht allein überlassen. Pünktlich um 8 Uhr abends waren wir zur Stelle und fanden auch diejenigen, die uns bestellt hatten. Sofort wurden Stühle geholt. Jeder von uns wollte gerne neben dem Mädchen sitzen, das für ihn auserkoren zu sein schien. Die erfahrene Tante jedoch lehnte das ab mit den Worten: „Das gibt es nicht, werdet erst mal trocken hinter den Ohren! Die Herrn allein und die Mädchen für sich, soweit sind wir nun doch noch nicht. Und nun arbeitet etwas und babbelt nicht so viel, damit wir bald fertig werden, ich möchte nicht so spät ins Bett gehen.“ Da sagte Ferdinand leise zu mir: „Meinen Segen hat sie schon und könnte jetzt schon abrücken.“ Als wir fleißig an der Arbeit und in bester Unterhaltung waren, da passierte ein kleines „Malheur“: das Mädchen mit dem lieblichen Lächeln schnitt sich mit dem Messer zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger in die linke Hand und mußte sofort nach Hause gehen, wo sie die Hand verbunden bekam. Die

Freude für heute war vorbei, ein böser Anfang! „Das bedeutet nichts Gutes“, sagte ich zur ganzen Gesellschaft. „Es wird wohl nicht so schlimm sein“, sagten die anderen, beeilten sich mit der Arbeit und gingen etwas gestört nach Hause. Auf dem Heimweg sagte ich zu Ferdinand und Philipp: „Dieser Vorfall gibt mir zu denken, ich bin ja nicht abergläubisch, aber es träumt mir nichts Gutes, daß bei dem schönen Anfang, wie bei den Rosen, schon die Dornen stechen!“ Die Verletzung war aber nicht so schlimm wie sie ausgesehen hat, doch hatte sie 8 Tage damit zu tun.

Vierzehn Tage später, als die Hand geheilt war, wurden wir zum Zwetschkernen eingeladen. Ja, auf diese Einladung haben wir schon gewartet und sind ihr prompt gefolgt. Es war wieder die alte Gesellschaft. Bei unserer Unterhaltung, wobei fleißig gekernt wurde, kam alles zur Sprache, was in der Zwischenzeit geschehen ist. Die Reg. führte darüber das Wort, sprach etwas schnell, wußte aber alle Neuigkeiten, die in der Stadt vorkamen. Dann unterhielt man sich über längst vergangene Zeiten, als der Großvater die Großmutter nahm, wenn das Peterche zum Lisbetche gehen wollte, als es noch an allen Ecken, besonders auf Liebersberg und im Bungert „spukte“, wobei immer kräftig gelacht wurde. Als wir soweit mit der Arbeit fertig waren, fragte die Tante, wie es mit dem Kochen werde, morgen müßte das „Zeug“ gekocht werden, dann heiße es fleißig rühren.

Selbstverständlich wollten wir wieder da sein, aber nur abends, bei Tag hatten wir keine Zeit dazu. Die Tante war damit einverstanden, betonte aber, daß wir frühzeitig und nicht so spät kommen sollten. Die Mädchen nickten voller Zustimmung und freuten sich schon darauf. Dann machten wir uns zusammen, beladen mit Zwetschgenkernen, auf den Heimweg und gaben unterwegs jedem guten Bekannten eine „Versuch“ davon: dem einen eine Portion auf die Treppe, dem anderen ins Kellerloch oder auf die Fensterbank, ja selbst dem Ferdinand haben die Mädchen heimlich die Rocktasche gefüllt. Am nächsten Tag fanden wir uns alle wie abgemacht ein. Die Mädchen machten sich lustig über den Streich, den sie ihm mit den Zwetschgenkernen gespielt hatten. Die Oberaufsicht (die alte Tante) war auch da und sagte: „Kinder verhaltet euch ruhig; ihr wißt, daß der alte Herr eben gerne seine Ruhe haben will, er hat gestern schon prozeßt, daß er abends vor lauter Gewatschel nicht schlafen könne, er liegt schon im Bett.“ Trotzdem wurden die üblichen Späße gemacht, in denen Philipp Meister war, und es wurde wieder herzlich gelacht. Auf einmal ging die Küchentür auf und der Alte, notdürftig bekleidet, spähte zur Tür herein und wollte sehen, was da los sei. Wir mußten alle laut über die Nachthaube seiner Frau lachen, die er in der Dunkelheit aufgesetzt hatte. Er zog seinen Kopf eilends zurück, sprach etwas sehr schnell in seinen Vollbart, das man nicht ver-

stehen konnte, und verschwand wieder in seinem Bett. Wir waren noch bis ½11 Uhr zusammen, brachten dann unsere Mädchen bis an ihre Haustüren und wünschten ihnen eine recht gute Nacht. Später trafen wir uns öfters in der Küche bei Wey. und sonntags machten wir gewöhnlich zusammen schöne Spaziergänge.

So vergingen fast zwei Jahre, da faßte Ferdinand den Mut und ging in die Wohnung der Eltern seiner Geliebten, wo er auch freundlichst aufgenommen wurde. Wir beide, Philipp und ich, mußten noch immer um den „heißen Brei herumgehen“, denn wir waren zwar zwei arme Teufel, aber reich an edler Gesinnung, und hatten noch nicht das Herz dazu, zumal meine Angebetete die einzige Tochter eines gut situierten Camberger Geschäftsmannes war.

Als es bekannt wurde, daß Ferdinand feste Bekanntschaft hatte, hieß es allgemein, nun würden die anderen beiden es Ferdinand bald nachmachen. Das war aber die Zeit, wo dunkle Mächte am Werke waren, das Glück zu zerstören, wo der Teufel heimlich Unkraut unter den Weizen säte. Es dauerte auch nicht lange und die Saat ging auf. Neid, Haß und Falschheit war die Ernte und brachte großes Herzeleid, doch darüber schweigt des „Sänger's Höflichkeit“. Was hier der

Teufel angerichtet hatte, kann nur der ermessen, der die Zukunft miterleben mußte, was weniger mich betraf. Aber die Einsicht und die Reue kamen zu spät. Alle Zukunftsträume zerrannen, alle Hoffnungen wurden zerstört, vorbei war die schöne Zeit der Rosen, die schöne goldene Zeit der ersten Liebe. Ja „In einem kühlen Grunde, da ging ein Mühlenrad, mein Liebchen ist verschwunden, das dort gewohnt hat.“ Wie oft habe ich an die schönen Stunden gedacht, aber auch wie oft an unseren Heimatdichter Alfred Muth:

*Und wenn am schönsten die Rose blüht,
und wenn am hellsten der Stern verglüht,
wenn's Herz am meisten von
Liebe spricht,
O, traue nicht!*

*Trau nicht der Rose, sie welkt zur Nacht,
trau nicht dem Stern, er schwindet sacht,
und nichts so schnell als Liebe bricht,
O, traue nicht!*

Aber unverständlich blieb es mir doch, daß man noch nach einigen Jahren von dieser Seite aus einer Geschäftskonkurrenz in der Photographie den Weg bahnte, indem man ihr ein Grundstück zur Verfügung stellte und ihr ein Atelier erbaute, welches mir Sorgen und Gedanken bereitete, von denen wir

später noch hören werden. Ob hier zu der Reue noch der Neid im Spiel war? Wer kann in die Herzen der Menschen schauen, wer kann dieses sagen? Das tägliche Leben ließ sich dadurch nicht aufhalten und ging seinen Weg weiter.

Philipp mußte wieder in die Fremde und als er im Herbst nach Hause kam, mußte auch er erfahren, daß seine erste Angebetete mit einem anderen, der einige Jahre älter war, ein stilles Verhältnis angeknüpft hatte. Als er dieses noch von seinen Kameraden bestätigt bekam, war es aus mit der Liebe. Er sagte zu mir: „Wenn du nicht so ein armer Briefträger und ich nicht so ein armer „Prolet“ wäre, würde die Sache nicht so weit gekommen sein. Lassen wir sie laufen, lassen wir sie glücklich werden, wir sind ja noch so jung.“

Da kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel, erst ganz still und leise, ein Flüstern, dann hat es mir die Braut selbst unter Tränen gesagt, daß Ferdinand seine Beziehung abgebrochen habe, sie wüßte nicht den Grund, und man solle doch einmal Ferdinand darüber fragen. Ich war darüber erstaunt und konnte es nicht glauben, da ich wußte, daß hier eine innige Liebe bestanden hatte. Da ich die Braut, ihre Eltern

und ihre Geschwister gut kannte, ging ich zu Ferdinand, überbrachte ihm, was ich gehört hatte und fragte auch nach dem Grund, der ihn zu diesem Schritt geführt hatte. Aber er blieb verschlossen. Alles Zureden half nichts, er bequeme sich nicht dazu, mir den näheren Sachverhalt zu verraten. Auch in seinem späteren Leben hat er mir nie den Grund hierüber angegeben. Da mußte ich nochmals erleben, was verschmähte junge Liebe bedeutete. Wie lange und wie oft hatte mir Ferdinands Braut unter Tränen ihr Leid geklagt, sie war fast kaum zu trösten, ganz in Gedanken an dieses Erlebnis versunken, empfahl ich ihr zuletzt die Worte des Dichters zu beherzigen:

*Vertrau dich dem Licht der Sterne,
beschleicht dein Herz ein bitteres Weh,
sie sind dir nah in weiter Ferne,
wenn Menschen fern in nächster Näh.
Und hast du Tränen noch - so weine!
O, weine satt dich ungesehen!
Doch vor dem Menschaugen scheine
als sei dir nie ein Leid geschehen.*

Doch die Zeit heilt jede Wunde, und so geschah es auch mit den drei Unzertrennlichen! Ja, mit den Schicksalsmächten ist kein ewiger Bund zu flechten. So standen wir allein auf uns angewiesen, oft an die schönen Stunden der ersten Liebe zurückdenkend. Die Zeit steht aber nicht still, mag da kommen was da will.

Über 21 Jahre liegen hinter uns, das ganze Leben liegt noch vor uns. Außer unserem „Kegelclub“ hatten wir die Gesellschaft „Frohsinn“ gegründet. Zuerst tagten wir bei Fritzsche am Bahnhof. Als sich zahlreiche junge Leute uns anschlossen, darunter viele Gesellen hiesiger Geschäftsleute, verlegten wir unser Lokal nach dem Saalbau Wilhelm Send, jetzt „Herboldsheimer“. Hier gaben wir die schönsten Konzerte, öfters unter Mitwirkung der Kapelle Oster aus Ramstein/Pfalz (eine damals überall bekannte Musikkapelle). Wir hatten einen großartigen Humoristen, den Apothekengehilfen Israel (bei Karl Lawaczek), der uns mit seinen heiteren humorvollen Vorträgen erfreute, sowie Josef Trost, Wilh. Lottermann I. und Peter Schmitt (heute der reichste Bauer von Camberg) als ständige Ratsmitglieder des Camberger „Völkerbundes“. Wenn keine Turnstunde oder kein Kegelabend stattfand, war Birkenbihl's „Werkstätte“ (Marktplatz) abends unser ständiger Aufenthaltsort. Hier wurden auch damals unsere Namenstage gefeiert, gewöhnlich bei Bier und beim Schäferjakob gehacktes „Trab Trab“. Diese Abende galten auch als Probestunden für Israel zum kommenden Konzert für die humoristischen Vorträge. So hatte er an einem Abend drei neue Lokalschlager

zum Besten gegeben, die er selbst gedichtet und komponiert hatte. Alle drei mit Refrainingesang, der erste mit dem Refrain:

*Beim Schäferjakob da kenn ich „Trapp Trapp“,
da gibt's den Meter für 10 Pfennig
„Trapp Trapp“.*

Das zweite mit dem Refrain:

*Der Traut, des is e Kerl,
der frißt en Hoos (Hase) mitsamt
seim Fell.*

Der dritte mit dem Refrain:

*Schütze Hubert in der Stadt, der fährt
Veliziped,
weil's ihm sein Doktor verordnet hat,
daß ihm sein Fett vergeht.*

Das waren besinnliche Stunden, die wir hier verlebt haben, die auch bald die Stunden der ersten Liebe vergessen ließen. Die Zeit eilte weiter, wir wurden älter, die Militärzeit ging vorüber. Ferdinand und Philipp dienten bei der Infanterie, ich sollte zur Kavallerie eingezogen werden, brauchte aber nicht zu dienen. Wir gingen auch wieder auf Freiersfüßen, aber wie es im Leben geht, wenn man einmal abgestumpft wurde, vergeht einem der Appetit dazu. Die Mädchen, die wir gerne haben wollten, bekamen wir nicht, und diejenigen, die wir haben konnten, wollten wir nicht. Die Mädchen von damals waren nicht so frei wie heute. Sie kannten noch keinen Bubikopf und noch keinen Pagenkopf, viel weniger noch die kurzen Röcke, die heute so modern geworden sind und im-

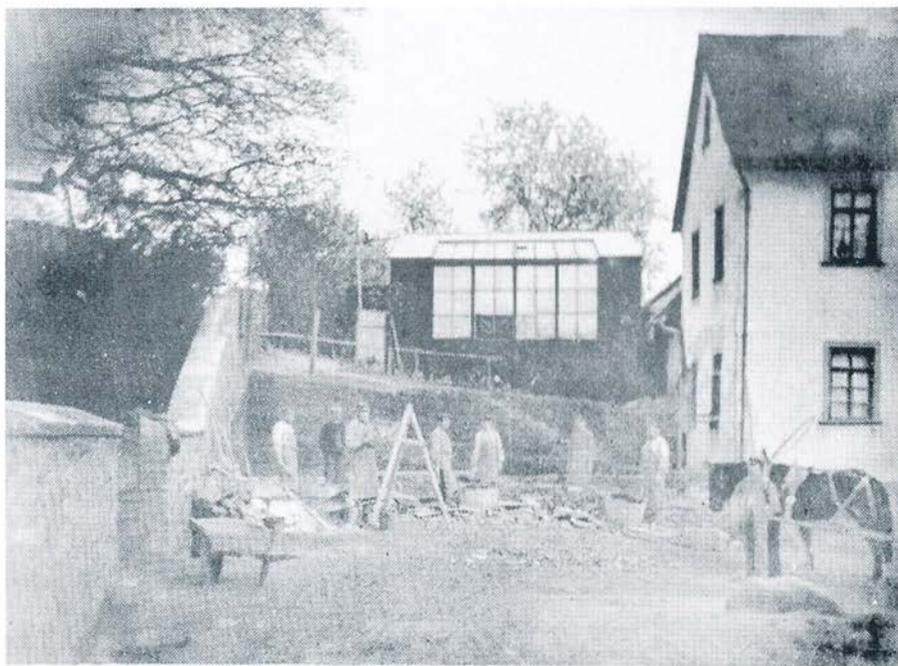
mer noch kürzer werden. Ein Mädel in Herrenhosen, wie sie heute mit Vorliebe tragen, wäre das Tagesgespräch der ganzen Stadt geworden, und die Kinder wären ihnen nachgelaufen wie einem Affenführer mit seinem Affen. Zigaretten rauchen und auffallend rot geschminkte Lippen bei jungen Mädchen, leider auch bei Frauen, die man heute oft sehen kann, was zu der Modekrankheit der heutigen Zeit gehört, existierte zu unserer Zeit nicht.

Der Weg zur Photographie

In dieser Zeit machte ich mir nun Gedanken um die Gründung einer Familie, was aber zunächst bei dem kleinen Gehalt bei der Post unmöglich zu sein schien. Darin wurde ich durch einen Vorfall bestärkt, der sich bald darauf ereignete. Eines Tages kam der alte Landbriefträger Anton Weyrich von einem Bestellsengang von Erbach zurück, er hatte sich etwas länger aufgehalten und kehrte auch noch einmal bei Branntweinbrenner Wenz hier ein. Da die Briefe, die er aus dem Briefkasten in Erbach mitbrachte, noch mit dem letzten Zug abgehen mußten, wartete Postverwalter Caspar mit Ungeduld auf ihn. Als er ankam, wurde er furchtbar angeschnauzt, und da er noch nach Schnaps roch, wurde er noch aufgeregter und die Schimpferei ging weiter, bis wir wegen der abgehenden Post eiligst aufbrechen mußten. Der alte Herr tat mir wirklich leid und ich dachte bei mir, ob es mir im Alter auch einmal so ergehen würde.

Dieser Gedanke ließ mich nicht los. Da lernte ich in dem Turmstübchen den Gärtnergehilfen Ackerschewski kennen, der bei dem Reichstagsabgeordneten Dr. Ernst Lieber in Stellung war. Er hatte einen kleinen Photoapparat und machte auch der Zeit entsprechend gute Aufnahmen. Ich machte mich mit ihm bekannt, er zeigte mir seinen Apparat, erklärte mir ihn und machte eine Aufnahme. Dieses hat mir so gut gefallen, daß ich auch beschloß, dasselbe zuwege bringen zu müssen, da es eine glänzende Nebenbeschäftigung war und vielleicht für mich einen guten Nebenverdienst bedeutete. Da der Taubstummenlehrer

Philipp Schmitt auch Amateurphotograph war, setzte ich mich mit ihm in Verbindung und brachte ihm meine Absicht nun zum Ausdruck. Daraufhin besorgte er mir von der Fa. Gustav Rapp & Co., Ffm. einen schönen 13 x 18 mm Photoapparat mit sämtlichem Zubehör. Als der Apparat ankam, erklärte er ihn mir und zeigte mir alles, was von der Aufnahme bis zum fertigen Bild notwendig war, und ich machte danach die erste Aufnahme. Der Anfang war gemacht, jetzt galt es allein fertig zu werden. Es mußte klappen und es gelang ausgezeichnet. Wenn es notwendig war, gab mir Herr



7902

Schmitt bereitwilligst Auskunft. Ich hielt mir eine Fachzeitung, bestellte Lehrbücher, so daß ich in kurzer Zeit schon gute Aufnahmen und Bilder machte.

Die Aufnahmen und ihre Herstellung war noch mit allerlei Schwierigkeiten verbunden. Sie mußten auf Glasplatten gemacht werden, Aufnahmen auf Film kannte man noch nicht. Auch das Kopieren der Bilder mußte bei Tageslicht erfolgen, was heute nur mit künstlichem Licht geschieht. Da ich recht erfreuliche Fortschritte darin erzielte und meine Bilder sehen lassen konnte, kam eines Tages Fräulein Erdmann aus Mainz zu mir, die im Hof von Georg Bernbach (jetzt Wilh. Lottermann) ein Photoatelier (Filiale) betrieb und bot mir ihr Atelier für 300 Mark an. Ich konnte aber nicht sofort zusagen und bat sie, in 8 Tagen nochmals vorzusprechen, da ich mit meinen Eltern darüber sprechen mußte. Mein Vater schüttelte dazu bedenklich den Kopf, während mir meine Mutter dazu riet und mir die 300 Mark zur Verfügung stellte. Da atmete ich erleichtert auf und war überglücklich. Als Fräulein Erdmann nach 8 Tagen kam, wurde der Kauf ohne weiteres getätigt. Ich bekam eine Quittung über 300 Mark und sie wünschte mir noch recht viel Glück für die Zukunft. Das Atelier mit sämtlichen Aufnahmen ging an mich über. Vorerst machte ich die Aufnahmen dort weiter. Später ließ ich es in den Garten neben unserer Wohnung stellen. (Abbildung links).



Als ich mich am 14.1.1902 mit Marg. Marx, Tochter des Kirchenwölbers Adam Marx, verehelichte, verkaufte ich es an Adam Jung, Niederbrechen, und ließ mir ein neues bauen, das mit dem Wohnhaus in Verbindung stand (Abbildung oben).

Da ich durch meinen Postdienst nicht über die nötige Zeit verfügte, alle die Aufnahmen zu bewältigen, stellte ich nach 1902 einen Gehilfen ein (Paul Heinze Neuneburg), der eine gute Ausbildung genossen hatte und von dem ich noch viel lernen konnte.

Am 17. April 1903 starb meine Mutter im Alter von 73 Jahren, nachdem ich kaum ein Jahr verheiratet war. An ihrem Lebensabend war ihr nicht viel Gutes vergönnt gewesen und sie hätte einen schöneren verdient. An ihrem Sterbebett rief sie mich noch einmal zu sich, gab mir die Hand und sagte:

„Albert, ich muß sterben, aber du, du tust mir leid.“ Sie und ich wußten, was sie damit gemeint hatte. Wie gerne hätte sie noch die Weiterentwicklung der Photographie bei mir erlebt. Aber gefreut hat sie sich doch, daß das Geld, das sie mit ihren fleißigen Händen ehrlich erworben hatte, von mir nicht nutzlos verthan wurde. Wegen des kleinen Gehalts meines Vaters hat sie Tag und Nacht genäht, um so uns Kinder ehrlich und redlich durchs Leben zu führen. Schon von der frühesten Jugend an mußten wir Kinder jeden Tag, ob Sommer oder kalter Winter, morgens um 6 Uhr zur hl. Messe gehen, und wehe dem, der sich dort unanständig betragen hätte. Für all die Wohltaten, die sie uns Kindern erwiesen hat, bin ich ihr heute noch von Herzen dankbar.

Im Jahre 1907 verlegte ich das Atelier in den ersten Stock und machte den unteren Raum zum Laden.

Zweimal wurde ich bei der Oberpostdirektion Frankfurt wegen der Photographie angezeigt. Das erste Mal von Photograph Leitner, Idstein, der hier in dem Limburger Weg eine Filiale errichtete, die sich aber nicht rentierte. Daher verkaufte er sie an einen Photographen Diez, welcher mich zum zweiten Mal bei der Oberpostdirektion anzeigte. In beiden Fällen kam jedesmal ein Postinspektor von Frankfurt, der die Angelegenheit untersuchen mußte. Jedesmal habe ich mich aber behauptet und durchgesetzt. Der letzte Postin-

spektor war ein netter Mensch, der sich vorher über mich bei dem Postvorsteher erkundigte und sich überzeugte, daß ich meinen Dienst gewissenhaft ausführte, daß ich mir nie etwas zuschulden kommen ließ. Er machte mir bei der Verhandlung folgenden Vorschlag: „Das Geschäft stellen sie auf den Namen ihrer Frau und halten sich ein Dienstmädchen für den Haushalt, einen Gehilfen haben sie ja, und wenn sie es so machen, wer kann ihnen dann etwas wollen!“ Dann sagte er weiter, worüber wir alle sehr lachen mußten: In Ostpreußen, wo ich lange im Aufsichtsdienst stand, schneidet der eine Landbriefträger unterwegs die Ferkel, der andere rasiert die Bauern, aber wo kein Kläger, da ist auch kein Richter. Also machen sie es so, damit gab er mir die Hand und entließ mich.

Im Jahre 1905 wurde der seitherige Ratsschreiber Johannes Pipberger zum Bürgermeister gewählt. Die Bürger der III. Wahlklasse - das waren die Mehrzahl der Camberger Wähler - gründeten vorher einen Wahlverein, der den Zweck hatte, bei besonders strittigen Angelegenheiten den Stadtverordneten Gelegenheit zu geben, sich mit ihren Wählern in Verbindung zu setzen und sie darüber anzuhören.

So kam die Wahl des Bürgermeisters. Der Wahlverein hätte gerne einen Camberger als Bürgermeister gesehen und schlug dafür Rentmeister Möhler oder Gerichtssekretär Jung vor (diese

beiden Kandidaten finden wir in „Camberg in Wort & Bild Abb. Nr. 12 und 125). Pipberger war noch ein junger Mensch, 29 Jahre alt, war von kleinem Körperbau und wenn er gegen die Bevölkerung freundlicher gewesen wäre, wäre ihm damals mehr Sympathie entgegengebracht worden. Dr. Fluck als Stadtverordnetenvorsteher und Apotheker Lawaczek als Magistratsmitglied hatten aber schon so die städtischen Körperschaften bearbeitet, daß an der Wahl Pipbergers nichts mehr zu ändern war.

Trotzdem hatte die Wahlvereinigung ein Gesuch an den Regierungspräsidenten in Wiesbaden gerichtet mit der Bitte, die Wahl des Bürgermeisters bis nach den Stadtverordnetenwahlen zu verschieben. Sie wurde auch verlegt, aber an dem Resultat war nichts zu ändern, was auch für Camberg zum Segen gereichte, obwohl ich damals auch zu den Gegnern Pipbergers zählte. Als Pipberger seine erste Wahlperiode hinter sich hatte, fand am 15. November 1917 in einer gemeinsamen Sitzung des Magistrats und der Stadtverordneten die feierliche Einweihung des neuen Rathauses und die Bürgermeisterwahl statt. Da Pipberger selbst von seinen ehemaligen Gegnern als tüchtiger Bürgermeister anerkannt wurde, wurde er einstimmig wiedergewählt.

Weihnachten 1906 gab ich als Weihnachtsgeschenk mein Werkchen „Camberg in Wort & Bild“ heraus. Der Gedanke, der mich zur Veröf-

fentlichung dieses Werkchens bewegte, steht im Vorwort. Herr Direktor Wehrheim hat mir dabei gute Dienste geleistet.

Am 6. August 1910 starb mein Vater im 82. Lebensjahr. Besaß meine Mutter Unternehmungsgeist, so war mein Vater zurückhaltender, er war herzensgut, aber streng bei der Erziehung seiner Kinder. Er brauchte uns nur anzusehen und wir wußten, was er andeuten wollte. Wehe dem, der nicht gehorchte! In meinem 6. Lebensjahr hatte ich und noch Buben aus der Burgstraße bei Raths, wo jetzt Familie Werkmeister wohnt, in der Wohnstube „Feuerche“ gemacht; das ganze Haus hätte abbrennen können, wäre Frau Rath nicht dazugekommen. Es war alles gut abgelaufen, doch Frau Rath erzählte es meinem Vater, worauf er mich so verprügelt hatte, daß ich meinen Denkkettel für mein ganzes Leben hatte. Darin war mein Vater „unverschämt“, wie man zu sagen pflegt, aber das eine Mal hat für immer genügt. Das war die einzige Strafe vonseiten meines Vaters, an die ich mich erinnern kann.

Auch meine Mutter mußte mir einmal Prügel geben, weil ich in meinem letzten Schuljahr eine Kuh, die von der Weide kam, am Schwanz packte und mit ihr im Galopp an unserem Haus vorbei über den Eckstein sprang und mir dabei gehörig das Gesicht vefiel. Dieses sah meine Mutter, die am Fenster saß und nähte, mit an.

Im heißen Sommer 1911 starb mein Sohn Karl im Alter von 6 Monaten und am 21. Januar 1924 mein Sohn Albert im Alter von 21 Jahren, der infolge des Krieges an Unterernährung starb. Mein Sohn Adam kam nach seiner Schulentlassung in eine Photovergrößerungsanstalt nach Frankfurt / Main und mein jüngster Sohn Willi nach Hingen /Rhein bei Photograph Büttner in die Lehre.

Adam verheiratete sich mit Auguste Kausch, Tochter der Witwe Jakob Kausch; Willi mit Gertrud Rauch, Tochter des Josef Rauch zu Erbach. Mein Sohn Josef ist noch ledig und befindet sich z.Zt. in Bochum im St. Josefs-Hospital als Krankenpfleger und Masseur, wo er schon vor dem II. Weltkrieg tätig war. Meine einzige Tochter Gretel verheiratete sich nach Limburg (Lahn) mit Karl Hofmann, Sohn des Josef Hofmann zu Limburg.

Die Photographie hat sich weiter entwickelt, fast jeder, der es sich einigermassen leisten konnte, hatte einen Photoapparat. Der Film spielte eine große Rolle, es gab im Geschäft viel zu tun, sodaß meine Söhne Adam und Willi alle Hände voll zu tun hatten. Ich war gezwungen, da sich die Arbeitsräume als zu klein erwiesen, im Jahr 1939 einen Anbau nach dem Hofe, anschließend an den Laden, zu machen, in dem Laboratorium und sonstige Arbeitsräume untergebracht wurden, versehen mit den neuesten Apparaten und Einrichtungen. Als er fast fer-

tiggestellt war und man tüchtig in den Räumen arbeitete, brach der II. Weltkrieg aus.

Meine beiden Söhne Adam und Willi, die das Geschäft führten, wurden zur Wehrmacht eingezogen, das Geschäft wurde geschlossen. Da aber kein Photograph in Camberg noch in der näheren Umgebung sich befand, war ich gezwungen, das Geschäft weiterzuführen, aber nur zur Herstellung von Paß- und Kunstkartenbildern. Später machte ich auf Drängen der Camberger auch noch andere Aufnahmen, sodaß ich nochmals in den ganzen fünf Kriegsjahren viel arbeiten mußte, um so auch meinen Söhnen das Geschäft zu erhalten.

Alle drei Söhne - Gott sei dafür gedankt! - sind aus dem gewaltigen Völkerringen gesund zurückgekehrt.

Die Stadtverordnetenwahlen

1905 wurde ich bei den Stadtverordnetenwahlen als Stadtverordneter gewählt und blieb ununterbrochen bis 1933 bei den städtischen Körperschaften - das waren 28 Jahre. Mein Grundsatz war immer: „Ruhe ich, dann roste ich“. Alle wichtigen städtischen Angelegenheiten, besonders während des I. Weltkrieges, half ich mit beraten und beschließen. Zur Hebung, Förderung und Verschönerung der Stadt war ich immer im Rahmen einer gesunden Finanzpolitik zu haben. Öfters wollte ich mich als Stadtverordneter nicht mehr aufstellen lassen, da ich lange genug bei der Stadtverwaltung

tätig war und da ich dieses undankbare Geschäft einmal anderen überlassen wollte, auch weil man mir nachsagte, ich sei die rechte Hand des Bürgermeisters, d.h. ich täte immer, was der Bürgermeister wolle, daher könnte er auch seine Pläne leichter verwirklichen. Ich trat aber nur dafür ein, was dem Wohle der Stadt diene und was ich vor der Bürgerschaft und vor mir selbst verantworten konnte. Als bei den Neuwahlen zur Stadtverordnetenversammlung 1924 die Zentrumspartei bei Frau Haß Wwe. „Frankfurter Hof“ ihre Kandidaten aufstellte, schlug ich an meiner Stelle Taubstummenlehrer Thies vor und gab ihm die besten Worte, die Kandidatur anzunehmen. Thies aber lehnte es mit der Begründung ab, er wolle sich ein Wohnhaus bauen, wozu ihm dann die nötige Zeit fehlte. Nach langem Hin- und Herreden blieb es wieder bei mir. Ich gab aber mein „Jawort“ unter der Bedingung, daß ich auf der Wahlliste an die 6. Stelle gesetzt werden sollte. Dabei trug ich mich mit dem Gedanken, nicht mehr berücksichtigt zu werden. Aber das Schicksal wollte es anders.

Im November 1929 fand wieder eine Wahl statt, es kam die nationalsozialistische Bewegung. Viele Bauern, Geschäftsleute und Arbeiter waren schon von der neuen Krankheit angesteckt und träumten schon von dem kommenden goldenen Zeitalter. Das alte System soll stürzen, damit neues Leben auf dessen Ruinen blühen könne, so träumte man damals.

Also vereinigten sich Bauern, Kaufleute, Gewerbetreibende und Zentrum auf einer gemeinsamen Liste. Das Zentrum, das nicht einsah, daß es doch nur Mittel zum Zweck war, tagte in einer Sitzung im Josefshaus, ohne mich dazu einzuladen. Als dieses mir mitgeteilt wurde, war ich herzlich froh dafür, daß ich endlich einmal davon verschont blieb.

Daß aber das Zentrum hinter meinem Rücken eine Zusammenkunft hatte, ohne mich dazu einzuladen, da ich nicht allein aus religiösen Gründen im ganzen Leben der Zentrumspartei angehörte, sondern auch als stetes Mitglied ihre Interessen vertreten habe, hat mich schwer gekränkt. Ich sah, daß die Zentrumspartei in Camberg, die seiner Zeit Reichstagsabgeordneter Dr. Lieber, Pfarrer Dr. Bertram, Tünchermeister Philipp Hartmann usw. gegründet und aufgebaut hatten, durch den neuen Zeitgeist und die damaligen kurzsichtigen Führer der Partei in größter Gefahr schwebte.

Da kam Bürgermeister Pipberger mit einigen Herren vom Kur- und Verkehrsverein und vom Magistrat zu einer zwanglosen Besprechung über die Stadtverordnetenwahlen zusammen. Nach einer allgemeinen Aussprache wurde auf Anregung Pipbergers eine eigene Liste unter dem Kennwort „Kur & Verkehr“ aufgestellt. Nun bat man mich, die Spitzenkandidatur anzunehmen. Ich wies dieses Angebot mit der Bemerkung zurück, daß Undank der Welten Lohn sei. Darauf erwiderte Pipberger, daß ja unsere ganze Be-

sprechung umsonst gewesen sei. Pipberger schwebte besonders der Gedanke der Erhaltung und des Ausbaus der Kur vor, während ich in dem Vorhaben der nationalsozialistischen Bewegung eine Gefahr für das Christentum sah. Der Jude Moritz Landau sagte immer, wenn von dem Nationalsozialismus die Rede war: „Wartet ab, wenn er zur Macht gelangt, dann geht es zuerst an den Knoblauch, dann an den Weihrauch“.

Ich machte Gegenvorschläge und stimmte für Anton Brück, man konnte sich aber nicht einigen. Da die Angelegenheit sofort erledigt werden mußte und ich von allen Seiten bedrängt wurde und mich auch der Gedanke der Erstarkung der nationalsozialistischen Bewegung nicht in Ruhe ließ, blieb mir nichts anderes übrig, als nochmals wirklich mit schwerem Herzen dieses Angebot anzunehmen.

Nun hatte ich zugesagt, jetzt mußte auch gehandelt werden. Wir machten uns auf die Kandidatensuche und gewannen hierzu Anton Brück, Jakob Schmitz, Simon Wenz und Karl Bargon. Ich entwarf sofort ein Flugblatt für die Liste „Kur & Verkehr“ und ließ es in der Stadt verteilen. Als dieses bekannt wurde, schlug es bei den Gegnern wie eine Bombe ein, und wie es nicht anders zu erwarten war, zogen sie gegen meine Person los. Am Donnerstag, dem 14.11.1929 erschien in beiden Zeitungen ein Inserat „Zur Aufklärung der Stadtverordnetenwahlen“, worin ich heftig angegriffen wurde. Noch in der Nacht setzte ich mich hin und gab die Antwort, die schon am nächsten Tag

in den hiesigen Zeitungen unter „Aufklärung in eigener Sache“ erschien. Dieses alles im Einzelnen wiederzugeben, würde zu weit führen. Sie schloß mit den Worten: Wie man in den Wald ruft, schallt es wieder zurück. Ich wurde wieder Stadtverordneter und bei den darauffolgenden Magistratswahlen in den Magistrat gewählt. Dort blieb ich so lange, bis der Magistrat am 20. März 1933 seine letzte Sitzung abhielt, um den neuen Männern des III. Reiches das Feld zu räumen. Ich war zwar kein Redner, aber ich wußte meinen Willen zum Ausdruck zu bringen. Für kleine Vorträge und Vorbringungen von Glückwünschen stellte ich mich gerne zur Verfügung, besonders im kath. Volksverein und Turnverein, doch hatte ich wenig Zeit sie gründlich vorzubereiten.

Therese von Konnersreuth

Meinen letzten Vortrag im kath. Volksverein hielt ich im Jahre 1928, nachdem ich in Konnersreuth die stigmatisierte Therese Neumann gesehen hatte, worüber ich ganz kurz einiges vorbringen möchte. Wiederholt brachten damals die deutschen Tageszeitungen die außerordentlichen Wunderdinge der stigmatisierten Therese Neumann in Konnersreuth in groß aufgemachten Artikeln. Jeder, der in Deutschland die Zeitung las, wußte, was sich in diesen Tagen in dem „Jerusalem des bayrischen Waldes“ abspielte.

Dadurch aufmerksam gemacht, nahm ich mir vor, bei meinem nächsten Urlaub Konnersreuth aufzusuchen.

chen und mich von den Ereignissen zu überzeugen. Am 27.8.1928 habe ich dieses Vorhaben ausgeführt. Die Reise ging über Frankfurt, Nürnberg, Marktredwitz nach Waldsassen, wo ich übernachtete. Am nächsten Tag, einen Freitag, stand ich früh auf, um rechtzeitig in Konnersreuth anzukommen. Fahrgelegenheit war wegen der Menge der Menschen, die alle dorthin wollten, nicht möglich. Der sechs Kilometer weite Weg mußte zu Fuß zurückgelegt werden. An Gesellschaft und Unterhaltung hatte es bei diesem Gang nicht gefehlt.

Als wir dort anlangten, stand schon alles gedrängt voll vor dem Pfarrhaus. Wir mußten uns wie bei einer Prozession zu dritt hintereinander anschließen. Sie lag im Pfarrhaus direkt am Fenster ihrer Wohnstube in Ekstase, die jedesmal in der Nacht von Donnerstag auf Freitag mit der Leidensvision, die mit dem Blutschwitzen Christi am Ölberg begann und mit dem Tod Christi am Kreuz endet. Ganz langsam gingen die Leute durch das Zimmer an ihr vorbei, wo man sie gut beobachten konnte, da das Licht recht gut durch das Fenster hereinstrahlte. Als ich vorbeikam lag sie in ihren Kissen. Kleine Blutstreifen aus den Augen, ebenso durch die Wunden am Kopf, welcher mit einem weißen Tuch verbunden war, waren zu sehen. Die Hände lagen auf der Decke, so daß man die Wundmale und auch die Seitenwunde mit dem daraus dringenden Blut genau erkennen konnte. Alle Besucher muß-

ten durch das Pfarrhaus zum Pfarrgarten gehen, um wieder auf die Straße zu gelangen.

Nach dem Essen habe ich nochmals versucht, ins Pfarrhaus zu kommen, und es ist mir auch geglückt. Wie hat sich aber das Bild von Th. Neumann in der Zwischenzeit verändert! Ich näherte mich ihr gerade, als sich in ihrer Ekstase Christi Tod zeigte. So etwas hätte ich mir nicht vorgestellt; es wird mir auch in meinem ganzen Leben in Erinnerung haften bleiben. Im Bett saß sie, halb schwebend, beide Hände hochhebend, den Kopf nach der Decke gerichtet, als sagte sie die Worte: "Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Die Blutströme rannen jetzt fingerbreit aus den Augen, die Kopfwunden glichen Wunden, die von einer Domenkrone herühren, das Blut floß aus allen Wunden in Streifen, ein Bild des Schmerzes, die Hände bluteten an beiden Seiten. Sie sank in ihr Kissen wie tot zurück, das Gesicht war schmal und leichenblaß, die Lippen bläulich, die Augen geschlossen (O Haupt voll Blut und Wunden!). Der Zustand war erschütternd, viele Leute weinten laut, keiner konnte die Tränen verbergen. Wie oft habe ich mir später dieses Erlebnis in Gedanken wiedererstellen lassen, wie oft darüber nachgedacht! Ich bin zu der Meinung gekommen, daß das wunderbare Christusleben von einer besonderen Gnade getragen ist und daß es Gottes Wille ist, das große Leiden durch auserwählte stigmatisierte Personen von Zeit zu Zeit der Welt vor Augen zu füh-

ren, um damit die Menschheit zum Nachdenken und Überlegen über die Frage „Für oder gegen Christus“ zu zwingen. Auch will sicher der Heiland durch die furchtbaren seelischen und körperlichen Leiden, die das unschuldige Mädchen ständig erlitt, der Welt zeigen, was die Menschheit sich durch die Erbsünde aufgeladen hat.

Therese Neumann hat schon seit 1923 keine feste Nahrung mehr zu sich genommen und seit Weihnachten 1926 auch keine flüssige mehr, nur daß sie sich auf die einzige notwendige Nahrung der Hl. Eucharistie beschränkt, und dieses ist heute noch so.

Man hüte sich, Therese Neumann als hysterisch oder als Schwindlerin abtun zu wollen, oder sich über sie lustig zu machen und sie zu verspotten. Es kann jeder darüber denken und glauben was er will, das steht jedem frei. Sündige Menschen waren und sind wir alle. Mensch sein heißt Kämpfer sein und Fehler haben wir alle ohne Ausnahmen. Darum wache und bete ein jeder, daß man, wenn man fällt, wieder aufstehen kann und nicht liegen bleibt. Folgender Fall soll das bekräftigen: Der Ortspfarrer Nuber in Konnersreuth hatte bei einer Predigt Visionen der Therese Neumann erwähnt. Im Wirtshaus äußerte ein Bauernbursche gegenüber einem anderen: Da mußte er erst verrückt werden, ehe er das glaube! Der andere erwiderte: Da habe er recht! Am nächsten Tag schon

erkrankten die beiden Burschen. Am vierten Tag mußte man dem ersten eine Zwangsjacke anlegen, da er tob-süchtig geworden war. Der andere Bursche hat sich seitdem nach schwerer Krankheit wieder erholt. Aber der erste mußte in die Kreisirrenanstalt überführt werden. Wenn auch eine erhebliche Besserung bei ihm eingetreten ist, hat er doch von Zeit zu Zeit wieder Anfälle, die es ihm verbieten, ihn frei herumgehen zu lassen. Nun ist er gläubig geworden.

Auch verdient folgender Vorfall erwähnt zu werden und darüber nachzusinnen. Das Münchener Kirchenblatt berichtet folgende Begebenheit aus Bayern. Aufgrund genauester Orts- und Personenangaben und Erkundigungen an Ort und Stelle wird die volle Richtigkeit übernommen: Im Herbst 1933 wurde ein Feldkreuz bei O.E. von vier Burschen demoliert. Man versuchte, die Füße des Heilands abzuschlagen und den Kruzifixus selbst mit einer Mistgabel herabzureißen. Kreuz und Kruzifixus wurden schließlich umgeworfen. Um die Mitte des Jahres 1935 waren bereits sämtliche Täter tot.

Der erste, ein 21 Jahre alter Mechaniker K.P. von O.E., beschäftigt in der dortigen Gießerei, verunglückte am 14. März 1934 beim Verladen von Kammrädern. Ein schweres Schwungrad fiel ihm über den Unterschenkel. Er bekam eine Sepsis, der Fuß faulte ihm ab, und der Bursche starb an den Folgen dieses Unfalles am 19. April 1934 im

Krankenhaus E. Bei der seinerzeitigen Freveltat war er mit den Füßen gegen das Kreuz gesprungen.

Noch bevor K.P. gestorben war, verunglückte als Zweiter der 37 Jahre alte N.K., der ebenfalls an der Demolierung des Kreuzes beteiligt gewesen war. Am 12. April 1934 hat ihn ein Erdbeben begraben. Oberschenkel und Becken wurden ihm vollständig zerquetscht und er starb eine Stunde nach der Einlieferung in das Krankenhaus E. noch am selben Tage.

Der dritte Beteiligte beim Feldkreuzfrevl, der Waldarbeiter J.S. von A., verunglückte am 30. 1. 1935 bei der Waldarbeit. Ein stürzender Baum schlug ihm beide Füße ab und er starb, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben.

Der vierte Mittäter, der Gärtnerlehrling M.W., ertrank am 31. Mai 1935 beim Baden. Seine Leiche wurde mit einer Mistgabel aus dem Wasser herausgefischt. Es war ausgerechnet derjenige, der beim Kreuzfrevl mit der Mistgabel den Kruzifixus vom Balken herabzureißen versucht hatte. Wer kann da von einem Zufall sprechen?

Seit dem heiligen Franz von Assisi zählt man schon mehr als 300 Stigmatisierte. Die Kirche hat 62 Stigmatisierte kanonisiert. Von diesem Standpunkt aus ist also nicht mehr der Beweis zu führen, daß die Gnade Gottes sich in dieser Form kundtun kann, dafür ist der Beweis 62mal mit Erfolg erbracht worden.

Therese Neumann war während des Krieges von Haussuchungen durch die Gestapo und dann einer scharfen Überwachung ausgesetzt gewesen. Den Höhepunkt ihrer Verfolgung aber hat sie in den letzten Tagen des Krieges erlebt. Es war, wie wenn der Satan noch einen letzten großen Streich gegen sie führen wollte, um sie nunmehr endlich unschädlich zu machen.

Eine SS Panzerabteilung hatte im Dorf gelegen und beinahe wäre Therese das Opfer ihres teuflischen Anschlages geworden. Noch am Abend des 20. April 1945, als das Dorf eben geräumt werden sollte, erschien ein SS Scharführer im Haus Neumanns und forderte in brutalster Form die Herausgabe Thereses. Er bedrohte die Anwesenden mit dem Revolver (Therese war gerade nicht da) und beinahe wäre es zu einer Schießerei gekommen.

Nur dem energischen Auftreten eines Stabsarztes war es zu verdanken, daß der SS Soldat das Haus verließ. Aber das geschah nur unter der Drohung, Konnersreuth dem Erdboden gleich zu machen: "Wenn ihr sie nicht herausgibt, werden wir euch eure Hütte über dem Kopf anzünden, dann wird sie schon aus ihrem Bau heraus kriechen." Noch in derselben Nacht setzte von vier Seiten das Feuer der SS-Panzer gegen Konnersreuth ein, dem 17 Wohnhäuser und 28 Scheunen zum Opfer fielen. Dabei war nicht ein einziger amerikanischer Soldat im Dorf. Die Ameri-

kaner, die sich nur mit 3 Panzern bei Arzberg befanden, hatten inzwischen Verstärkung erwartet, und erst als sie sich aus Konnersreuth beschossen glaubten, gaben sie einige Schüsse in die Richtung des Dorfes ab, als es schon brannte. Sie taten es aber nur notgedrungen, da, wie ein amerikanischer Offizier anhand der Karte sogleich entschuldigend im Pfarrhaus darlegte, Konnersreuth rot auf dieser Karte eingekreist war und es den amerikanischen Truppen streng ans Herz gelegt worden war, das Dorf zu schonen.

Therese Neumann befand sich während des Feuers der SS im Keller unter der Pfarrscheune, die alsbald in Flammen aufging. Zu gleicher Zeit erhielten Pfarrhaus und Kirche Treffer. Wenige Minuten vor ihrem Zusammenstürzen flüchtete sie aus dem Keller, sodaß sie mit knapper Not dem Tode der Erstickung entging. Daß es sich in der Tat aber nur um einen ganz abgefeimten Anschlag auf das Leben der Stigmatisierten gehandelt hatte, beweisen einerseits die Worte eines SS Mannes, der nach dem Überfall noch zigarettenrauchend am Brunnen gesehen wurde, wobei er höhrend sagte: "Da habt ihr's ja." Es waren nämlich 5 Granaten vor dem Hause Neumanns eingeschlagen und hatten ein Loch in die Giebelseite gerissen. Mit aller Deutlichkeit aber geht der Schutz, der Therese und Konnersreuth zuteil geworden war, aus der Erscheinung der Beschützerin des Dorfes, der kleinen Heiligen von Lisieux hervor, derer die Stigmatisierte an dem Selig-

keitssprechungstage am 29. April 1945 im oberen Stock des Pfarrhauses gedachte.

Wiederum, wie früher, zeigte sich ihr Theresia vom Kinde Jesu in einer Flut von Licht und sagte ihr: „Seid ruhig und habt Vertrauen, ihr konntet es doch mit Händen greifen, wie wunderbar Euch geholfen wurde. Der große teuflische Plan wurde mit himmlischer Macht zunichte gemacht, ihr habt es ja gesehen und geahnt, in welcher furchtbarer Gefahr ihr geschwebt habt. Der Herr nahm dein Opfer an, es war nicht umsonst“. Öffentlich hatte sich Therese während der Beschießung in besonderer Weise aufopfern wollen.

Liebersches Hospital

Lange Jahre war ich Vorstandsmitglied des Lieberschen Hospitals als Vertreter der in § 3 Punkt 7 der Stiftungsurkunde bestimmten Person. Von besonderem Interesse war es für mich, die Stiftungsurkunde vom 6. Oktober 1861, sowie den Vertrag der Genossenschaft der Armen Dienstmägde Jesu Christi zu Dernbach und den Verwaltungsrat des Lieberschen Hospitals zu Camberg vom 11. Februar 1863 kennenzulernen, um damit nach den Rechten und Pflichten als Vorstandsmitglied arbeiten und handeln zu können. Der Kassierer des Hospitals war immer eine Persönlichkeit, der das volle Vertrauen des Vorstandes besaß und der nach dessen Beschlüssen arbeiten mußte.

Ich lernte damals, ehe ich dem Vorstand angehörte und mit der Post jeden Tag ins Hospital kam, den Kassierer Rettwit (?) kennen; er war ein äußerst ruhiger und gewissenhafter Mensch, von Beruf Kaufmann, der seinen Lebensabend dort verlebte. Nach seinen Angaben wurde genau nach der Stiftungsurkunde gearbeitet. Keine Arbeit wurde vergeben und keine Rechnung ohne Anweisung des Vorstandes bzw. des Vorsitzenden ausgezahlt. Bei meinem Eintritt in den Vorstand hatte eine Schwester den Kassiererposten inne und hat ihn heute noch. Da nur sehr selten eine Sitzung des Vorstandes stattfand, dauerte es auch lange, bis ich mich in die bestehenden Verhältnisse eingelebt hatte. Dann aber konnte ich bald feststellen, daß die noch jetzige Schwester Kassiererin und die damalige Schwester Oberin ganz selbständig handelten. Nur bei größeren Unternehmungen wurde der Vorstand gehört. Diese Selbständigkeit der Schwestern, die im Widerspruch zu dem Vertrag vom 11. Oktober 1863 stand und die auch zu recht unangenehmen Folgen führte, gaben mir zuletzt Veranlassung aus dem Vorstand auszuscheiden.

Als durch den Kurbetrieb im Hospital der Anbau beschlossen wurde, dachte ich an den Architekten Josef Stillger, den ich auch dem Vorstand empfahl. Er wurde auch daraufhin aufgefordert, einige Entwürfe für diesen Zweck anzufertigen. Als ich dieses ihm noch persönlich mitteilte, schrieb er mir am 30.5.1929: „Lieber Freund! Dein Schreiben hat mich sehr gefreut und

daraus ersehe ich, daß doch noch Camberger an mich denken. Es ist mir wirklich von großer Freude, auch an der guten Sache unseres Camberger Hospitals mitwirken zu können und meine Gedanken für die Erweiterung zu verwirklichen. Ich werde aber auch alles einsetzen, um allen Wünschen gerecht zu werden!“ Als sein Plan beim Vorstand des Hospitals vollen Anklang gefunden hatte und er den Auftrag erhielt, die Vorarbeiten zu beschleunigen, schrieb er mir: „Lieber Freund! Du glaubst es nicht, wie ich mich gefreut habe, als ich die Zusage vom Vorstand des Hospitals erhielt. Es hat mich und meine Mitarbeitern viele Gedanken und schlaflose Nächte gekostet, diesen Bau in solch schöner und besonders seinem Zweck dienender Weise entstehen zu lassen. An den Grundstein in der Wandelhalle lasse ich die Anschrift anbringen: Dem Platz zur Würde, der Stadt zur Zierde und mir zur Freude schmückte ich dieses Gebäude anno 1930.“ Was sich allerdings ereignet hat, haben wir aus der „Chronik 1918 - 1945“ erfahren.

Turngemeinde Camberg

Seit meinem 15. Lebensjahr war ich Mitglied der Turngemeinde Camberg und bin es auch heute noch. 35 Jahre allein war ich Schriftführer. Als das 75-jährige Jubiläumsfest 1923 gefeiert wurde, standen wir bald auf dem Höhepunkt der Inflation. Es kostete am 1. Festtage das Glas Bier 100 Mark und am 2. Festtage schon 200 Mark. Wir nahmen Säcke voll Geld ein, das

wir sofort bei der Nass. Landesbank, die sich damals noch bei Jos. Schlier (Strackgasse) befand, anlegten. Aber von Tag zu Tag wurde das Geld derartig entwertet, daß wir für die Millionen der Einnahmen kaum noch ein paar tausend Ziegelsteine zum Bau einer Turnhalle retten konnten. Ich war vom Festausschuß beauftragt worden, die Geschichte der Turngemeinde zu diesem Fest zu schreiben. Diesem Wunsche entsprach ich gern. Sie wurde in den beiden hiesigen Zeitungen veröffentlicht. Alles, was sich in dem Verein seit der Gründung 1848 bis damals ereignete, war darin festgehalten worden. Das große Vorhaben zur Erbauung einer Turnhalle ist allerdings schon im Abschnitt „Nach dem I. Weltkrieg“ in der „Chronik 1918 -1945“ behandelt worden.

2. Besuch Konnersreuth

Im Jahr 1930 besuchte ich nochmals Konnersreuth. Da aber jetzt eine Zulassung zu Therese Neumann nur durch eine Bescheinigung des bischöflichen Ordinariats Regensburg möglich war und meine beantragte Genehmigung zu spät kam, konnte ich Th. Neumann nicht sehen. Ich fand aber, daß der Zustrom noch derselbe wie vor zwei Jahren war. Darunter befanden sich viele Geistliche und Bischöfe von England und Amerika. Ich hatte eine Aufnahme von einer Gruppe Engländer vor dem Elternhaus der Th. Neumann gemacht und ein Engländer photographierte dieselbe Gruppe, bei der ich auch war. Wir

gaben uns gegenseitig unsere genaue Anschrift und sandten uns später die Bilder zu.

Von Konnersreuth ging ich nach Waldsassen und besichtigte dort die wunderbare ehemalige Zisterzienser-Klosterkirche, die 1682 -1704 erbaut wurde. Von hier aus ging es mit der Bahn nach München, wo ich übernachtete, um am nächsten Tag mit einem Sonderzug zu den allbekanntesten Passionsfestspielen von Oberammergau zu fahren. Mit einem überfüllten Sonderzug, der nur für die Teilnehmer der Festspiele eingelegt worden war, trafen wir bei herrlichem Sonnenschein in Oberammergau ein. Ein schönes Fleckchen Erde, umgeben von turmhohen Bergen, zierlich bemalte Wohnhäuser, ein lebhafter Verkehr wie in einer Großstadt, boten sich dem Auge dar. In meinem Quartier lernte ich zwei junge Männer kennen, die auch die Festspiele sehen wollten. Mit ihnen machte ich noch an demselben Abend bei herrlichem Sommerwetter einen Spaziergang durch Oberammergau, wobei wir Leute aller Nationalitäten wahrnehmen konnten. Mit diesen beiden hatte ich auch Gelegenheit, die nahen Berge zu besteigen und die malerischen Königsschlösser zu bewundern.

Der Nationalsozialismus

Im Guttenberger Hof hatten wir einen Kegelclub, wo stets mittwochs Kegelabend war. Eine Reisekasse hatten wir angelegt, wobei wir außer der wöchentlichen Einzahlung eines gewissen

Betrages auch einen Teil des Geldes, der beim Kegeln gutgemacht wurde, einzahlten. Dadurch waren wir in der Lage, jedes Jahr eine schöne Autotour zu machen, ohne besonders die Privatkasse in Anspruch zu nehmen, zumal einige Kegelbrüder eigene Wagen hatten. Fast alle Kegelbrüder waren Nationalsozialisten. Das kam daher, daß der Kegelclub schon bestand, ehe man Hitler und seine Partei kannte. Als der falsche Prophet mit seinen Aposteln ins Land kam und seine neue Lehre verkündete, da lief ein großer Teil der Camberger, darunter auch die meisten Kegelbrüder, dem großen Trommler nach und glaubten ihm. Da man meine politische Einstellung und einige „Mußnazis“ kannte, wurde auch wenig Politik bei den Kegelabenden getrieben. Die Parteimitglieder gebärdeten sich bald überall radikal, besonders war das bei der Jugend festzustellen. Jungen und Mädchen waren bald schon so nazistisch, daß einige sich nicht schämten, sich gegen ihre Eltern aufzulehnen und ihnen mit Anzeigen drohten, wenn sie nicht nach der neuen Methode behandelt wurden. Wie weit und wie schnell die neue Irrlehre sich ins ganze Volk eingeschlichen hatte, sollen nur zwei der vielen Kämpfe, die mich persönlich betrafen, wiedergeben, zumal in dem einen Fall ein naher Verwandter sich mit mir überwarf.

Am Montag, dem 10. März 1942, ließ mir mein Nachbar Ludwig Göbel mitteilen, ich solle einmal zu ihm kommen, da er mir etwas sehr Wichtiges

mitzuteilen habe. Ich ging auch sofort zu ihm. Er warnte unter anderem, in politischer Hinsicht vorsichtig zu sein, zumal man mich beschuldigte, Auslandssender zu hören, was mit Konzentrationslager bestraft wurde. Wenn ich alles genau wissen wolle, soll ich zu J.M. gehen. Ich eilte sofort zu J.M., der mich noch einmal warnte, recht vorsichtig zu sein, daß er zu A.M. wollte, der aber im Gespräch mit W.H. war, und er vor der Küchentür warten mußte, bis W.H. fertig war, wobei er das ganze Gespräch anhörte. Unter anderem noch, daß ich sonntags bei Gläßner über den Nationalsozialismus herziehen würde, dann hätte ich abfällige Äußerungen über den Krieg getan, der Krieg ginge ja doch verloren, ja er sei ja jetzt schon verloren usw.

Da Schwager A.M. Blockleiter der Partei war und ich früher eine Auseinandersetzung mit ihm hatte wegen einer Bagatelle, glaubte der Denunziant, mir eine versetzen, mich vielleicht für immer vernichten zu können. Als der Denunziant W.H. das Zimmer verließ und J.M. eintrat, war die erste Frage, ob er das, was W.H. ihm überbrachte, zur Anzeige bringen würde, er hätte alles vor der Tür mitangehört, da gab A.M. zur Antwort, das tue er nicht! Ich fragte mich aber, wie kommt dieser Mensch zu dieser Teufelsarbeit, dem ich niemals ein Leid zufügte. Als vor Jahren der Denunziant in Bonn arbeitete und seine Frau zu ihm zog, hatte er mich gebeten, während ihrer Abwesenheit das Wohnhaus zu verwalten. Ich habe dieses gerne gemacht, habe den Hauszins einkassiert, fällige

Beiträge bezahlt usw., ohne daß ich etwas dafür verlangt hätte. Auch für sonstige Gefälligkeiten war ich stets für ihn zu haben. Als alles ans Licht kam, nahm ich an, daß er sein Unrecht einsehen würde, aber stattdessen tat er mir noch allerlei Schikane an. Ich bewahrte aber immer die Ruhe und strafte ihn damit mit Verachtung. Ich verzeihe ihm gerne, wenn ich es auch nicht vergessen kann, da er vielleicht für seinen Haß und Neid selbst nichts kann und mehr seinem Weib folgte, das bald darauf in die Grube stürzte, die sie mir gegraben hatte. So rächt sich alles schon hier auf Erden. Ich habe mir aber vorgenommen, da sie ihr Unrecht nicht einsahen, ihnen einen Denkkettel zu geben. Mit Recht sagt das Sprichwort: „Der größte Schuff im ganzen Land ist und bleibt der Denunziant“.

Ein weiterer Kampf mit den Nationalsozialisten, der mir auch böse Folgen hätte bringen können, spielte sich am Stammtisch Hanson (damals schon Gisbert Prinz) ab. Alljährlich auf Karfreitag hatte sich immer eine nette Gesellschaft eingefunden, von denen die meisten um 3 Uhr der Andacht in der Kreuzkapelle beiwohnten. Dann wurde ein Spaziergang nach Schwickershausen gemacht, dort kehrte man gewöhnlich bei Gastwirt Hartmann ein, wo wir uns alle wieder trafen. Die sich dort immer einfanden waren Gerichtsrat Ruppel, Bürgermeister Pipberger (bis 1933), Studienrat Dr. Schmitt, Justizinspektor L. Haug, A. Brück, Vering jr. und noch sonstige Camberger. Es war 7 Uhr, als wir den

Rückweg antraten, alle in guter Stimmung. Auf dem Heimweg statteten wir dem Gasthaus Hanson einen Besuch ab, weil unsere Kehlen noch durstig waren. Kaum hatten wir an dem bekannten Stammtisch Platz genommen, als schon eine Anzahl junger Burschen sich zu uns gesellte. Es kam die Politik zur Sprache. Es waren fast lauter junge Nationalsozialisten (bei Gisbert Prinz war das Parteilokal).

Nach längerem Hin- und Hergerede ließ ich mich zu dem Ausspruch hinreißen: „Die nationalsozialistische Partei ist die Partei der Bankrotteure“. Als ich dieses sagte, ging es stürmisch her. Ich sah mich um, meine Begleiter waren verschwunden. Nun saß ich allein unter den Nazis, ich trank mein Bier aus und machte mich auf den Heimweg. Kaum war ich aus der Wirtschaft, als einer von den Nazis, die sich vielleicht mit Recht betroffen fühlten, mir nachkam und mich fragte, was ich mit dem Ausdruck „Bankrotteure“ gemeint hätte. Ich ging weiter, bis ich an die Straßenlampe am Marktplatz kam, wo ich mit ihm stehen blieb und sagte: „Das Wort sagt es ja. Wer sich beleidigt fühlt, dem kann ich nicht helfen“. Er ging mit drohender Miene wieder zurück, ohne etwas zu antworten.

Am nächsten Mittwoch war Kegelabend im Guttenberg, Dr. Ernst Lawaczek als Ortsgruppenleiter und Bürgermeister war auch anwesend. Ich sah ihm während des Kegeins schon an, daß er auffallend aufgeregt war heute. Als wir nach dem Kegeln im Gastzimmer wie gewöhnlich noch

eine kurze Zeit uns unterhielten und ich neben Lawaczek zu sitzen kam, nahm er den „Nassauer Boten“ (Kath. Zeitung), der vor ihm lag, und zeigte auf ihn mit den Worten: „Siehste Albert, das ist das Blatt der Bankrotteure“. Da gab ich ihm zur Antwort, daß ich auf eine Auseinandersetzung mit ihm nach meinem Vorfall gewartet habe.

Da Lawaczek meine politische Einstellung längst bekannt war und er auch in nichts mich eines Besseren belehren konnte, sprachen wir uns gründlich gegenseitig aus, wobei Lawaczek zum Schluß sagte, wenn alles von ihm angezeigt worden sei, was er früher über das alte System gesagt habe, so wäre er nicht aus dem Zuchthaus herausgekommen. Darauf gab er mir die Hand und die Sache war erledigt. Wir kegelten später weiter und blieben trotz der Gegensätze gute Camberger.

Im Jahre 1936 wurde ich in den Ruhestand versetzt und im September 1939, als der II. Weltkrieg begann, mußte ich nochmals ein Jahr Postdienst versehen. In beiden Weltkriegen hatte ich außer dieser Tätigkeit, da fast alle jungen Leute eingezogen wurden, das Geschäft zu führen gehabt, besonders im II. Weltkrieg, so daß meine Nerven stark in Anspruch genommen wurden.

Während des II. Weltkrieges, besonders in den letzten Tagen des Krieges, wurde man von Gedanken und Sorgen über alles, was noch kommen

mag, geradezu überschüttet. Ganz besonders gab es große Aufregung, als die Kampftruppen einzogen und die Geschäfte stürmten. Ich stand allein da, man hätte verzweifeln können, als man mit ansehen mußte, wie sie mit Axt, Hammer, Beil und Bohrer alles aufbrachen und was ihnen zusagte mitnahmen. Ein Schild am Haus „Agfa“ gab besonders Veranlassung dazu.

Als die Kampftruppen weiter zogen, kam die Besatzung, alles Neger. Was die Kampftruppen nicht fertig machten, darüber fielen die schwarzen Gesellen her. Unser Laden glich einem Tummelplatz. Eines Tages gegen Abend hörte ich Geräusche im Laden. Ich sah nach, da standen 6 Neger und suchten, was noch zu finden war. Sie schlugen die Türscheibe ein und machten sich von außen die verschlossene Türe auf. So ging das jeden Tag, man war keine Minute sicher. Einige Tage später kam der Kommandant (der bei Krings wohnte) mit seinem Gehilfen (ein Schwiegersohn von Moritz Schmitt) im Auto und sie nahmen alles, sogar was den Schwarzen nicht gut genug war, mit. Wie gut war es doch, daß man frühzeitig an das gedacht hatte, was man geahnt und erwartet hatte.

Da ich nun die furchtbaren Zeiten mit starkem Willen überstanden habe, nahm ich mir vor, das gräßliche Erlebnis des II. Weltkrieges für uns Camberger für alle Zeiten schriftlich niederzulegen. Das soll die letzte Arbeit meines Lebens sein.

Jetzt
beraten
lassen!

„LANG ANHALTENDER APPLAUS.“



Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.



Wer sein Vermögen in guten Händen weiß, kann sich ganz entspannt allen Dingen hingeben, die einen wirklich faszinieren. Um Ihnen dieses gute Gefühl zu geben, setzen wir auf partnerschaftliche Beratung, die frei von kurzfristigen Verkaufszielen für Finanzprodukte ist, dafür aber nachhaltige Leistung garantiert.

VEREINIGTE
VOLKSBANK^{EG}

www.vvblm.de • info@vvblm.de

LIMBURG

Niederlassung Bad Camberg
Frankfurter Straße 26 - 65520 Bad Camberg

Kindheit in Camberg um 1960

(Teil 1)

Vorangestellte Nachbemerkung

Diesen Aufsatz habe ich als Camberger für Camberger meiner Altersstufe geschrieben, daher setze ich gewisse Grundkenntnisse über die Kleinstadt Camberg, seit 1981 Bad Camberg, voraus.

Erst jetzt, beim Abschluss der Arbeit im Januar 2010 fällt mir ein, dass diese Kenntnisse aber nicht bei allen Lesern vorausgesetzt werden können, deswegen will ich einige Informationen voranstellen:

Camberg war gegen Ende des zweiten Weltkriegs ein Ackerbürgerstädtchen mit ungefähr 2500 Einwohnern. Durch die Verschiebungen in der deutschen Bevölkerung ist die Einwohnerzahl dann durch die Kriegs- und Nachkriegszeit auf gut 4000 in den 50er-Jahren angestiegen. Eine Differenzierung zwischen „alten Cambergern“ und „Flüchtlingen“ oder Zugezogenen war in den 50ern und 60ern aber noch deutlich im privaten Leben wahrzunehmen.

Camberg liegt im „Goldenen Grund“, einer fruchtbaren Tal- senke am Nordhang des Taunus,

ungefähr 20 Kilometer südlich der Kreisstadt Limburg. Wegen der politischen Zugehörigkeit zum Erzbistum Trier bis 1804 ist die Bevölkerung traditionell katholisch. Erst in der nassauischen, später preußischen Regierungszeit kamen dann Evangelische nach Camberg, deren Zahl betrug aber bis 1945 nie mehr als 10% der Bevölkerung.

Das Ortsbild war geprägt von den vielen bäuerlichen Betrieben in der Altstadt. Auch viele Handwerker und Händler hatten nebenbei noch eine kleine Landwirtschaft. Während die Bewohner innerhalb der mittelalterlichen Stadtgrenzen noch mehrheitlich als Bauern, Handwerker oder Kaufleute hier in Camberg ihren Lebensunterhalt fanden, gab es in den seit dem 19. Jahrhundert entstandenen „neueren“ Wohngebieten (Mühlweg, Burgstraße, Obertorstraße und andere) auch damals schon viele Pendler, deren Zahl sich ständig erhöhte. Die Angehörigen meiner Generation mussten dann ihre Arbeitsplätze schon mehrheitlich außerhalb von Camberg suchen, meist im Rhein-Main-Gebiet.

Erinnerungen

Es ist ein sommerlicher Sonntagmorgen, die Glocken läuten zum Hochamt, und ich gehe vom Marktplatz durch die Bächelsgasse zur Kirche. Die Küchenfenster stehen offen und heraus dringt die typische Radiomusik am Feiertag, leichte Klassik und Operette, dazwischen Männerchöre („Glocken läuten, Sonntag ist's“). Die Luft ist voll Bratenduft, denn der Sonntagsbraten wird schon vor dem „Amt“ angebraten, damit die Hausfrau in die Kirche gehen kann, während er gar schmort. Diese Erinnerungen sitzen bei mir so fest, dass ich, wenn ich die Bächelsgasse an einem ruhigen, schönen Tag passiere, immer noch glaube, den Bratenduft zu riechen.

Über solche Erinnerungen kam mir der Gedanke, die Eindrücke meiner Kindheit und Schülerzeit zu sammeln und aufzuschreiben, um diese untergegangene kleinstädtische Welt vor dem Vergessen zu bewahren.

Ich bemühe mich, hier keine „Biografie“ zu schreiben, so wichtig ist mein Leben auch nicht. Allerdings berichte ich von persönlichen Erlebnissen, durch die ich meine Heimatstadt erlebt habe. Meine Sammlung von Erinnerungen ist daher subjektiv

und sie erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit oder Allgemeingültigkeit. Sie ist abhängig von meiner Familie, meiner Erinnerung und natürlich von meiner persönlichen Wahrnehmung. Viele ältere Bürger werden aber „ihr“ Camberg darin wiedererkennen. Für jüngere Leser kann es ein Bericht aus einer fernen Zeit oder sogar aus einem fernen Land sein.

Obwohl ich durch beide Eltern aus sehr alten Camberger Familien stamme und auch 1948 hier am Marktplatz geboren bin, setzt meine Camberger Erinnerung erst 1959 ein, denn meine Eltern lebten von 1952 bis Ende 1958 in Montabaur, der Beruf meines Vaters verlangte damals einen Umzug der Familie.

So kam ich als Fremder nach Camberg zurück, musste mit elf Jahren die Stadt erkunden, mich einleben und auch meinen Platz unter den Camberger Kindern erkämpfen. Meine Eltern waren dabei leider keine Hilfe, sie als alte Camberger waren nach sieben Jahren unfreiwilligen Exils wieder glücklich in der Heimat, sie konnten sich gar nicht vorstellen, dass für ihr Kind hier anfangs nicht Heimat, sondern unbekanntes und eher feindliches Territorium war, denn für die Camberger Kinder war ich ein Fremder.

Durch diese verspätete Ankunft blieben mir wichtige Kenntnisse vorenthalten, welche in der Kindheit gesammelt werden, diese fehlen mir teilweise bis heute. Ich wurde dadurch aber auch gezwungen, die Stadt mit anderen, sicher offeneren Augen zu erfahren.

Zur Sprache

Ich will den Camberger Dialekt vermeiden, zumal ich aus einer Familie komme, in der kein richtiger Dialekt gesprochen wurde. Viele Camberger Besonderheiten müssen jedoch in ihrer heimischen Lautung oder mit ihrem hier gebräuchlichen Namen benannt werden. Die Bedeutung sollte sich dann aus dem Zusammenhang ergeben, nur in Ausnahmefällen will ich Erklärungen in Klammern setzen.

1. Lebensalter

Die kindliche Wahrnehmung ist anders als die des Erwachsenen. Außerhalb der engeren Familie wird zunächst die Gruppe der Gleichaltrigen erlebt, das sind aber eigentlich nur die Kinder des eigenen Schuljahrgangs, vielleicht in der Nachbarschaft noch Kinder, die ein Jahr älter oder jünger sind. Das ist das Reservoir der Freunde, Spielkameraden und Intimfeinde. Schon wer zwei oder drei Jahre jünger ist gehört zu den „Kleinen“, auf die

man herabsieht. Die älteren, auch wenn der Unterschied nur zwei Jahre ausmacht, sind schon bewundernswürdige Vorbilder. Um manche von ihnen ranken sich Legenden. Vor allem in der Pubertät war diese so erlebte Altersstruktur sehr bedeutsam. Leider fehlten mir durch die Jahre in Montabaur die engen Kontakte zu Gleichaltrigen, die schon im Kindergarten und in den ersten Jahren der Volksschule geknüpft wurden.

Dann gab es da die Gruppe der älteren Jugendlichen, so im Kerbeburshenalter, ich glaube, bei denen vermuteten wir die Erfüllung des Lebens. Alle, die noch älter waren, waren Erwachsene, damit schon uralte, und ich glaube nicht, dass hier noch genauer differenziert wurde. Wenn ich heute die Jahrgangsfotos meiner Eltern zu ihrer 50-Jahr-Feier betrachte (das war Anfang der 60er-Jahre), dann muss ich sagen, dass die sich damals aber auch wirklich schon wie alte Leute gekleidet haben. Schließlich gab es dann noch die wirklich Alten, also Menschen jenseits der 60, die sich damals nur noch in Grau und Schwarz kleideten und sich auch wie alte Leute bewegten. Und schließlich gab es da auch immer die Verstorbenen der Familie, vor allem die Gefallenen der beiden Kriege, die in den Gesprächen der Erwachsenen noch sehr präsent waren.



Marktplatz 9, Geburts- und Wohnhaus von Stephan Herber

Die Zahl der wirklich Alten war damals klein, wer die 80 erreichte, war schon etwas Besonderes. Dazu trug auch bei, dass die Alten allgemein „gehrzt“ wurden. (Diese Anrede alter Menschen mit der Höflichkeitsform „Ihr“ statt „Sie“ ist heute ausgestorben.) Dies steht leider ganz im Gegensatz zu dem vertraulich-infantilisierenden „Du“, was heute im Umgang mit den Alten gang und gäbe ist.

2. Institutionen

Familie, Verwandte

Meine Familie wird immer wieder während der Darstellung des Jahresablaufs oder der Wochenorganisation beschrieben, so dass ich hier darauf verzichten kann, zumal ich de facto als Einzelkind aufwuchs, denn meine neun Jahre ältere Schwester ging schon zum Studium aus dem Haus, als wir 1959 nach Camberg kamen. Daher hatte ich zuhause auch keine Spielgefährten. Mit der engeren Verwandtschaft war es ähnlich, fast alle Cousinen oder Cousins waren deutlich älter als ich, so dass sie als Spielgefährten ausschieden. Da alle unsere Verwandten in Camberg wohnten, kam es auch eher selten zu offiziellen Verwandtenbesuchen, die für Kinder spannend oder auch scheußlich sein können. Durch

die ständige Nähe hielten meine Eltern den Kontakt zu ihren Geschwistern eher en passant.

Da mein Vater sich nie für besonders gesund und belastbar hielt, war meine Mutter viel mit seiner Pflege betraut, was sich auch darin äußerte, dass sie ihn oft tagsüber auf seinen Dienstreisen begleitete. Dies führte dazu, dass ich einerseits häufig allein war, andererseits aber auch viel Zeit zur freien Verfügung ohne elterliche Kontrolle hatte. Meine Mutter war Hausfrau, ein Job, der damals noch den ganzen Tag ausfüllte, wenn man das Fehlen der heutigen Küchentechnik, die Zeit für die Bedienung der für Heizung und Küche nötigen Kohleöfen, das große alte Haus und den auch für die Ernährung noch wichtigen Garten berücksichtigt. Alle unsere Verwandten lebten in Camberg, eine Tatsache, die zu einer distanzierten Nähe führte, das heißt, die alltägliche Nähe machte aufwändige Besuchstage und Familienfeste eher überflüssig. Vielleicht kam auch noch dazu, dass meine Eltern aus eher unterschiedlichem Milieu stammten, so dass ich auch meist nur die väterliche oder die mütterliche Seite isoliert wahrnehmen konnte.

Am interessantesten war das Anwesen des ältesten Bruders meines Vaters. Mein Patenonkel

Hugo Herber betrieb in den Gebäuden des heutigen städtischen Bauhofs die „Mannviehstation“ mit den städtischen Zuchttieren (Bullen, Eber, Ziegenböcke) und eine kleine Landwirtschaft. Die mächtigen Tiere in ihren Ställen waren schon beeindruckend, aber ihr „Auftrag“ blieb mir damals unbekannt. Ärgerlich war nur, dass immer, wenn ein Bauer mit einer Kuh zu meinem Onkel kam, ich sehr schnell ins Haus gerufen wurde und so nie genau sehen konnte, was Bulle und Kuh in dem überdachten Auslauf machten. Das wenige, was ich da manchmal beobachten konnte, interpretierte ich als „kämpfen“. Ansonsten war der kleine Bauernhof mit der strohgefüllten Scheune und den Stallungen ein wunderschöner Spielplatz. Das einzige, woran ich mich ungern erinnere, war die kulinarische Spezialität meiner Tante, ihre Milchsuppe von Ziegenmilch. Aber es gab kein Pardon, „was auf den Tisch kam, wurde gegessen!“ Andererseits gab es dort zu Ostern als Festtagsbraten ein Ziegenlämmchen, das war damals wie heute etwas Besonderes!

Der Opa väterlicherseits lebte bei der großen Familie des zweiten Bruders meines Vaters. Er starb schon zwei Jahre nach unserer Ankunft in Camberg, so dass ich keinen echten Kontakt zu ihm aufbauen konnte. Erst als er auf

dem Sterbebett lag, besuchte ich ihn häufig, das lag aber eher an der kompletten Wilhelm-Busch-Ausgabe in seinem Besitz als an seinem gesundheitlichen Zustand.

Die Schwestern meiner Mutter waren mir noch entfernter als die Verwandten der väterlichen Seite. Die eine war mit einem Studienrat verheiratet; allein das schon ein Grund für ein Schulkind, die Familie zu meiden. Mit der anderen gab es einige Kontakte, auch wenn die von meiner Seite eher zweckgebunden waren: die Söhne waren zwar auch acht Jahre älter, aber bei denen gab es Literatur zu entleihen (Karl May und „Bomba“), außerdem besaß die Familie einen der ersten Fernseher unter allen Verwandten, was sonntägliche Besuche durchaus interessant machte. Diese Tante hatte auch ein sehr gastfreies Haus.

Ein weiterer durch meine späte Ankunft in Camberg verursachter Mangel war, dass ich viele entfernte Verwandte überhaupt nicht kannte. Meinen Eltern ging wohl gar nicht auf, dass hier für mich ein Nachholbedarf war, denn bei den Besuchen in Camberg während der Montabäurer Zeit hielten wir uns ja immer nur bei den Brüdern des Vaters auf. Diese Unsicherheit prägte in der Kindheit mein Verhalten zu den Menschen, denen

ich täglich begegnete. Die späte Ankunft führte aber auch dazu, dass ich mir das Revier am Marktplatz, wie auch die Position unter den Camberger Kindern, erst noch erstreiten musste. Ich erlebte in den ersten Jahren viele Hänseleien und es gab auch einige Prügeleien, dieser Zustand dauerte ungefähr zwei Jahre, bis meine Stellung unter den Kindern dann gesichert war. Wie schon erwähnt, bemerkten meine Eltern von meiner oft recht unglücklichen Situation nichts, und ich hatte es auch nie gelernt, über solche Probleme zu reden. Vielleicht hatte ich aber auch schon früh erkannt, dass ich mit diesen Sorgen von den Eltern keine Hilfe erwarten konnte.

Kirche

Die Kirche, nicht nur als Institution, sondern auch als Gebäude, war nach der Familie, die aber auch immer in sie eingebunden war, Zentrum meiner Kindheit. Ich glaube nicht, dass meine Eltern besonders religiös waren, Religiosität war eher so selbstverständlich wie die Nahrungsaufnahme oder die Kleidung. Wie wir akustisch zwischen dem Stundenschlag des Oberturms und dem Geläut der Pfarrkirche lebten, so war der Jahresrhythmus vom Kirchenjahr und der Alltag von Gottesdienst und Gebet geprägt. Da dies noch um 1960 für alle „Camberger“

galt, wurde es auch von mir als völlig selbstverständlich empfunden. Genau so selbstverständlich war der Glaube, ich kannte niemand, der ihn in Zweifel gezogen hätte. Aus der Perspektive der Camberger Altstadt waren alle „anständigen“ Menschen gläubige und praktizierende Christen. Wenn die Mutter von jemand mutmaßte, „er kenne keinen Herrgott“, dann erregte der so Stigmatisierte ein unbeschreibliches Grauen in mir. Natürlich gab es da den einen oder anderen Onkel, der nicht ganz so regelmäßig den sonntäglichen Gottesdienst besuchte, aber der war dann immer durch Unwohlsein oder ganz wichtige „nichtknechtliche“ Arbeit entschuldigt. Hier muss darauf hingewiesen werden, dass um 1960 noch der Pfarrer von der Kanzel den Bauern die Erlaubnis gab, bei drohender Wetterverschlechterung am Sonntag zu arbeiten (aber erst nach dem Hochamt!).

Eine kleine Episode kann vielleicht am besten erläutern, wie ernst das Thema der verbotenen Sonntagsarbeit damals genommen wurde: Bei den sonntäglichen Besuchen in Camberg, als wir noch in Montabaur wohnten, waren wir oft beim Bruder meines Vaters, der die Schreinerei hatte. Natürlich war die Schreinerwerkstatt für meine Cousine und mich ein wunderbarer Spiel-

platz. Aber sobald wir begannen zu hämmern, Nägel und Werkzeuge waren ja unbegrenzt vorhanden, war auch schon die Tante da und verbot dies vehement mit dem Argument, die Nachbarn könnten ja denken, es würde am Sonntag gearbeitet werden.

Die starke Anbindung des Alltags an die Kirche wird in der Beschreibung des Jahresablaufs in einem späteren Kapitel wohl am besten deutlich.

Messdiener

Schon in Montabaur begann nach der Erstkommunion meine Ministrantenzeit. Das fing an mit den wöchentlichen Messdienerstunden, und dann wäre dort in Montabaur im Herbst 1958 mein erster „Dienst“ in der Vesperandacht am Samstagnachmittag gewesen, aber der wurde von mir vergessen. Wenn ich das jetzt schreibe, fällt mir auf, dass es ja wohl auch meine Eltern vergessen hatten. Wie meine Mutter schon die Uhrzeit meiner Einschulung in Montabaur vergaß und mich am ersten Schultag eine Stunde verspätet in die Schule brachte, so wurde dort auch mein erster Ministrantendienst vergessen. Diese Versäumnisse zeigen wohl deutlich, wie wenig sich meine Eltern mit ihrem Exil in Montabaur arrangieren konnten. In Camberg wären

diese Pannen niemals passiert, hier wären sie beschämend gewesen! So begann meine Ministrantenzeit eigentlich erst in Camberg. Es war für mich selbstverständlich, dass ich Messdiener wurde. Dies war auch keine eigentliche Entscheidung, sondern so selbstverständlich wie die Schulpflicht.

Da gab es zunächst an einem Nachmittag in der Woche die Messdienerstunden, die in drei Phasen gegliedert waren. Zunächst, es war ja noch die Zeit vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil, in der die Heilige Messe der Katholiken grundsätzlich in lateinischer Sprache „gelesen“ wurde, mussten alle Messgebete und rituellen Formeln, die von den Ministranten stellvertretend für die Gottesdienstbesucher gesprochen wurden, auswendig gelernt werden. Am schlimmsten, weil am längsten war das „Confiteor“, das Sündenbekenntnis.

Ein anderer Schwerpunkt war die „Choreografie“ des Gottesdienstes. Die Bewegungen, Drehungen, Kniebeugen, die beim Gottesdienst zu vollziehen waren, mussten erlernt und geübt werden. Noch lange nach meiner Ministrantenzeit hatte ich Alpträume, in denen ich mit dem Messbuch in den Händen auf den Stufen des Altars abstürzte oder nicht mehr wusste, wie ich

mich zu bewegen hatte. Im dritten Teil, dem schönsten Teil der Messdienerstunde, wurde dann auch mal etwas gespielt oder etwas vorgelesen.

Natürlich gab es bei den Messdienern, damals natürlich nur Buben, eine Hierarchie, die mit der Position am Altar, aber auch mit dem Anspruch auf besondere Funktionen verbunden war. Die jüngsten dienten „Stufe“, das heißt, dass sie bei den feierlichen Gottesdiensten auf den untersten Stufen des Altars eine zweite Reihe von vier bis sechs Ministranten bildeten, die dort standen oder knieten, sonst aber keine Funktion hatten. Nur der erste von diesen hatte beim Eintritt in den Kirchenraum von der Sakristei her ein kleines Privileg, er durfte, wenn er auf der linken Seite ging, die Glocke zum Beginn des Gottesdienstes läuten, die neben der Sakristeitür hängt. Näher als diese sechs standen auf den oberen Stufen wiederum sechs Ministranten. Pfarrer Staat achtete streng darauf, dass sie so ausgewählt waren, dass sie nach jeder Seite wie die die Orgelpfeifen ausgerichtet standen, die Größeren innen. Somit standen dann die Älteren innen, denen auch beim Gottesdienst die wichtigen Funktionen oblagen. Die Kleinen außen hatten beim Gottesdienst keine Funktion, sie standen eigentlich zur Dekoration da. Nur der Jun-

ge, der rechts außen stand, durfte am Anfang der Messe das Birett des Zelebranten zu dem kleinen Tischchen rechts des Altars bringen und vor dem Auszug wieder holen.

Etwas höher in der Hierarchie standen die, welche „Schellen dienten“, das waren die beiden mittleren Ministranten, welche bei den weihvollen Momenten der Messe die Schellen bedienten, bei den Messen der Kartage die Holzklappern. Wenn ich mich recht erinnere, dann gingen die, welche „Schellen“ dienten, auch mit dem „Klingelbeutel“ zum Einsammeln der Kollekte aufs „Gebüh“, die beiden Emporen. Besonders interessant war immer der Besuch auf dem „Bauernstübchen“, der obersten Empore rechts. Hier waren die gestandenen Männer versammelt, damals noch viele Bauern, die in die Kirche gingen, weil das eben so war, und die dort entweder ruhten oder auch mal was zu besprechen hatten. (Es hieß, auch die Kartoffelpreise würden auf dem Bauernstübchen abgesprochen werden.) Für Kinder und Jugendliche war der Besuch dieser Empore tabu, ähnlich wie manche Gastwirtschaft, wo dieselben Männer dann später ihren Frühschoppen hatten. Am spannendsten war aber, dass das Sammeln der Kollekte manchmal so lange dauerte, dass die Kommunionbank schon

geschlossen worden war. Dann mussten wir auf der linken Seite das Kirchengebäude verlassen und durch die Sakristei wieder eintreten. Natürlich wurde auf diesem Weg auch mal am Klingelbeutel geschüttelt oder die Spendenbüchsen mal umgedreht, ob da was rausfallen würde. Das geschah mit heimlichem Grausen und in der Hoffnung, dass da nichts rausfallen wird, aber es musste probiert werden! Höhepunkt der Messdienerlaufbahn war dann - aber das kam nach der Kindheit - der Dienst an „Buch“ und „Kelch“, analog dazu in den Andachten „Rauchfass“ und „Schiffchen“.

Katholische Jugend

Parallel zu den Messdienern waren natürlich fast alle Buben meiner Altersstufe (die „alten Camberger“) Mitglieder in der Jungschar, einer Unterabteilung der Katholischen Jugend. Diese „Gruppe“ war für viele Buben und Mädchen einer der wichtigsten Bezugspunkte. Nur die entsprechenden Abteilungen des Turnvereins und des Sportvereins (Fußball) waren für die sportlich Aktiven ähnlich wichtig.

Hier in der „Gruppenstunde“ trafen sich dann nach der Erstkommunion mehr oder weniger die gleichen Buben, die sich aus dem Klassenverband und von den Messdienern her kannten. In der

Erinnerung grüble ich heute noch darüber, wie der Uniform- und Fahnenkult sich wenige Jahre nach der Nazizeit bei den christlichen Jugendverbänden noch halten konnte. Man muss allerdings auch konstatieren, dass die Nazis sich vieles von ihrem „Brauchtum“ bei der Bündischen Jugend abgeguckt hatten. Außerdem waren damals auch noch alle Briefträger oder Fahrkartenkontrolleure uniformiert.

In den Gruppenstunden (einmal die Woche) waren wir viel draußen, die Gruppenführer, Jugendliche, die ungefähr fünf Jahre älter waren, organisierten Geländespiele oder bei schlechtem Wetter auch mal Bastelarbeiten. Die Fahrtenlieder der Jugendbewegung („Aus grauer Städte Mauern ...“ usw.) wurden bei allen Aktivitäten geschmettert.

Für viele Camberger Kinder waren diese Gruppen die Keimzelle von Freundschaftskreisen, die sich bis ins Erwachsenenalter gehalten haben.

Höhepunkt des Jahres bei der Jungschar war das Zeltlager in Kirchähr in der Nähe von Montabaur. Die großen Rundzelte standen in den Uferwiesen des Gelbbachs, wir schliefen auf aufgeschüttetem Stroh im mitgebrachten Schlafsack, meinen hatte die Mutter aus zwei alten Baby-

decken zusammengenäht. Die Notdurft wurde auf einem richtigen „Donnerbalken“ verrichtet, eine Stange zum Sitzen über einer ausgehobenen Grube. Die Waschelegenheiten, auch im Freien, bestanden aus Wasserhähnen über einer Blechrinne. Alles in allem: Ein Paradies für Buben. Wer wollte, brauchte sich weder zu waschen noch die Wäsche zu wechseln. Während die persönliche Hygiene bei den Buben und den Leitern („Führer“ genannt) keine große Rolle spielte, wurde auf die Reinlichkeit des Lagers penibel geachtet. Jeden Vormittag fand ein Lagerappell statt, bei dem die Führer unteroffiziersmäßig die Zelte und den Bettenbau inspizierten. Erst viel später, in meiner Wehrdienstzeit (1972) habe ich erkannt, wo die das herhatten. Wir hatten bei diesen Appellen auch echte Angst, negativ aufzufallen, denn die Strafen bestanden neben der öffentlichen Bloßstellung in Reinigungsdiensten, Spüldienst usw. Die Tage vergingen mit Geländespielen, Baden im Bach und natürlich dem Lagerfeuer. Höhepunkt war dann gegen Ende der zwei Wochen ein Lagerzirkus, wo in einem bunten Programm gegenseitig Spiele, Sketche und Lieder vorgetragen wurden.

Bis Anfang der 60er war das Zeltlager in Kirchähr für einen echten Jungen eine Art Initiationsritus;

ohne die Lektüre von Karl May und die Teilnahme in Kirchähr war man ein Niemand.

Schule

Die Volksschule habe ich in Camberg nur drei Monate besucht, das auch noch in der ersten Zeit nach dem Umzug hierher, als ich sozusagen noch ein Fremder war. Es folgte dann eine zweijährige Leidenszeit in der hiesigen Mittelschule, welche ich besuchte, bis ich zum siebten Schuljahr zum Gymnasium in Idstein wechseln konnte. Ich will hier nicht viel über meine Schulerfahrungen berichten, da dies den Rahmen und auch die Zielrichtung meines Themas sprengen würde. Allerdings muss gesagt werden, dass fast alle Lehrkräfte, die ich in der Mittelschule genießen musste, brutal, hinterhältig und parteiisch waren. Von einem Geschick im Umgang mit Kindern oder von der Kunst, Interesse für ein Fach zu wecken, war da nichts vorhanden. Ich war, aus welchen Gründen auch immer, sicher kein einfacher Schüler. Aber leider weiß ich bis heute nicht, ob die Lehrer mich dazu gemacht haben oder ob ich sie unwissentlich dazu provoziert habe, mich wie einen Außenseiter zu behandeln. Diese „Pädagogen“ dachten sich nichts dabei, schwache oder auffällige Kinder dem Spott der anderen Kinder

preiszugeben, was vor allem meine Klassenlehrerin in der Mittelschule mit Vorliebe tat. Leider war ich eines ihrer Opfer.

Die Räumlichkeiten der alten Mittelschule, damals noch am Grünen Platz, sind mir noch sehr präsent, die stinkende Latrine, vom Schulhof her zu betreten, und die dunklen, im Winter mit einem Kanonenofen überheizten Klassenzimmer, die viel zu eng für die vielen Kinder waren. Während die Klassen dort koedukativ „erzogen“ wurden, in der Volksschule wurde nach der 4. Klasse getrennt, war hier der Pausenhof geteilt. Die Buben blieben auf dem kleinen Schulhof, eingezwängt zwischen dem L-förmigen Gebäude und der Frankfurter Straße, die Mädchen hatten ihren Pausenhof auf dem gegenüber liegenden Grünen Platz. Nur einmal, so erzählt mir meine Frau, wurden die Mädchen schnell auf den Schulplatz der Buben getrieben, als sich während der großen Pause zwei Hunde auf dem Grünen Platz paarten.

Fernsehen

Als dann 1960, kurz vor den Olympischen Sommerspielen in Rom, bei uns zu Hause der erste Fernseher angeschafft wurde, er kam kurze Zeit nach dem ersten Kühlschrank, begann eine andere Art des Familienlebens. An die

Abende vor der Anschaffung des Fernsehgeräts kann ich mich nicht erinnern, aber mit dem Fernseher ist auch meine Erinnerung da, selbst wenn sie darin besteht, dass ich mich unter dem Esstisch im Hintergrund unsichtbar gemacht habe in der Hoffnung, die Eltern würden mich vergessen und nicht ins Bett schicken.

Das Programm begann wochentags erst nachmittags um 17.00 Uhr. Kinder und Hausfrauen mussten sich die Sendezeit bis gegen 19.00 Uhr teilen. Für uns Kinder gab es wenig Spektakuläres, ich erinnere mich noch an „10 Minuten mit Adalbert Dickhut“, eine Art Bewegungsübung, oder die lebhaft gestikulierend erzählten Bergsteigererlebnisse von Luis Trenker. Am populärsten bei uns Kindern waren dann die 25-Minuten-Filme im Werbefernsehen „zwischen Halb und Acht“. Hier liefen die noch heute kultigen Reihen „Abenteuer unter Wasser“, „Vater ist der beste“ oder „Abenteuer im Weltraum“.

An Feiertagen gab es auch am Nachmittag mal einen Spielfilm, leider kollidierte der zu oft mit der Andacht um 17.00 Uhr in der Kirche, in die ich ohne Rücksicht geschickt wurde, selbst wenn Straßenfeger wie „Don Camillo und Peppone“ gezeigt wurden.

Die schönste Erfahrung mit dem Fernsehen war, aber das wurde mir erst später klar, dass alle Kinder am darauf folgenden Tag über denselben Film oder dasselbe Fernsehereignis sprechen konnten. Auch witzige oder spektakuläre Werbespots boten in der Schule Gesprächsthemen und forderten zur Imitation auf. Dies ist ein Phänomen, das man wegen der heutigen Programmvelfalt jungen Menschen kaum noch erklären kann.

3. Respektspersonen

Pfarrer Staat war natürlich die Respektsperson schlechthin. Erstmals machte ich mit ihm Bekanntschaft, als er mir, es muss noch in der Montabäurer Zeit bei



Bernhard Staat
Pfarrer von 1937 - 1968

einem sonntäglichen Besuch in Camberg gewesen sein, während des Gottesdienstes eine Ohrfeige gab, weil ich wohl zu unruhig in den Kinderbänkchen, sie standen unmittelbar vor dem Altar, herumgeturnt bin.

Allein schon durch den Respekt, den meine Mutter nur beim Nennen des Namens zeigte, schien er wohl der mächtigste Mann meiner Kindheit zu sein. Ich sehe ihn immer noch, wie er samstags nachmittags vor der Südseite der Kirche in Soutane auf und ab schritt und das Brevier betete. Wenn er, von einem schellenden Ministranten eskortiert, gemessenen Schritts mit einem in die Ferne gerichteten Blick mit dem Altarsakrament zu einem Versehen unterwegs war, dann hielten die Bürger inne, nahmen den Hut ab oder knieten nieder. Dass er ein Herr war, sah man auch daran, dass er im Pfarrhaus sogar zwei Frauen beschäftigte, das „Pfarr-Mariechen“ und die „anner Frau“ für die niederen Arbeiten. Eine für uns besonders lästige Marotte war, dass er unter den (immer zu kurzen) Messdienergewändern nicht den Anblick von Hosenbeinen duldet, die mussten hochgekrempt werden. Da die Messdienerröckchen kaum bis unters Knie gingen, war das für uns Ministranten eine harte Arbeit, denn vor dem „Introibo ad altare dei“ gab es immer einen Anzugs-

appell. Bei diesen Appellen kam der Militärgeistliche, der er einmal war, durch.

Einen Kaplan gab es in Camberg immer, er verkörperte für uns Kinder und Jugendliche den sozusagen menschlichen Teil der Kirche. Je unnahbarer der Pfarrer war, um so populärer konnte ein Kaplan sein. Da er für die Jugendarbeit zuständig war, gab es auch mehr Berührungspunkte. Kapläne verkörperten das menschliche System der Kirche, sie konnten auch menschliche Schwächen haben und waren Ansprechpartner. Sicher hatten sie im Camberger Pfarrhaus nicht viel zu lachen.

Wie feinfühlig Kinder reagieren, kann ich mit einem Erlebnis verdeutlichen. Da gab es einen Kaplan, der immer wieder mal „Rolzereien“ mit uns Messdienern provozierte. Das ging dann so, dass zuletzt ein Knäuel Jungen, inmitten der Kaplan, sich auf einer Wiese wälzte. Mir war das irgendwie unangenehm. Später hörte man dann, dass diesem Mann in einer anderen Pfarrei wohl sittliche Verfehlungen mit Kindern oder Jugendlichen vorgeworfen wurden.

Die Schwestern vom Orden der „Armen Dienstmägde Jesu Christi“ wohnten im „Klösterchen“ an der Limburger Straße, später (ab 1960) im alten Pfarrhaus in der

Pfarrgasse. Um 1960 trugen die Dernbacher Schwestern noch die alte Ordenstracht, die nur ein enges Oval um Augen und Mund freiließe. Ich glaube, gerade der zierlichen Schwester Neri verlieh dieser Habit eine ganz besondere Würde. Schwester Neri war die Kindergartenschwester, Schwester Rainera war für die Gesundheit zuständig. Bei Wehwechen und Verletzungen wurde ich meist statt zum Arzt zu Schwester Rainera geschickt, welche die Wunden versorgte, Penizillinpulver streute, oder auch zum Arzt „überwies“. Meine Mutter schickte mich aber auch häufig mit Spenden ins Klösterchen, meist mit Eingemachtem oder Obst und Gemüse aus dem Garten.



Schwester Neri

Im „Klösterchen“ gab es sonntags auch noch eine besondere Frühmesse. Da damals die Sonntagspflicht der Katholiken noch mehr oder weniger von allen eingehalten wurde, besonders auch von den Geschäftsleuten, gab es für die, denen wegen einer Reise oder einer anderen Verpflichtung selbst die sonntägliche Frühmesse um 7 Uhr schon zu spät war, die Möglichkeit, an der Messe der Schwestern im Klösterchen um 6 Uhr teilzunehmen. Es gab hier sogar Stammgäste.

Die Gewalt der Lehrer war damals noch allgegenwärtig, sie waren nicht nur in der Schule, sondern im gesamten Alltag für uns präsent. Besonders in der Kirche: sie „thronten“ im Chorgestühl rechts und links oberhalb der Kinderbänken, welche damals dort zwischen Altar und Kommunionbank in zwei Reihen standen, oder sie hatten hinter den vordersten Bänken im Kirchenschiff, die für die Kinder nach der Erstkommunion vorgesehen waren, ihren Platz. Die Lehrkräfte der Volksschule waren da aber mehr präsent als die der Mittelschule. Auch außerhalb der Schule galten die Lehrer als Respekts- und Aufsichtspersonen: bei den Prozessionen hatten sie ihre Aufsichtsfunktion und auch nach Einbruch der Dunkelheit begegneten wir ihnen lieber nicht.



Rektor Alfons Schickel

Herr Höwel und Herr Schickel, die Rektoren der beiden Camberger Schulen, waren Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Wir begegneten ihnen respektvoll oder gingen ihnen noch lieber aus dem Weg. Da ich die Volksschule nur drei Monate besucht hatte, waren mir deren Lehrer fremd geblieben. Eine Lehrerin der „Mittelschule“ (Realschule), die Klassenlehrerin, die mich bis aufs Blut quälen konnte, war Limburgerin, so dass sie mir wenigstens in der Freizeit und an Feiertagen erspart blieb. Geschlagen haben sie damals fast alle, ob in der Volks- oder der Mittelschule. Die einen brutal, die anderen subtil, die anderen heimtückisch. Kinder müssen ihre Feinde gewesen sein.



Alfred Österreicher

Eine Institution am Kirchplatz war Herr Österreicher. Er wohnte mit seinen zahlreichen Kindern, die alle älter als ich waren, und einer Tante im Keller der alten Volksschule am Kirchplatz, wo er das Hausmeisteramt bekleidete.

Er war für die Camberger Verhältnisse ein Grand Seigneur, sein Verhalten und sein Redestil standen allerdings nicht im Einklang mit seiner Position. Ihm gegenüber zeigten die Camberger eine Mischung von Respekt und, wegen seiner gradlinigen und tiefen Frömmigkeit, spöttischer Nachsicht.

Wenn ich ihm begegnete, wurde ich meist in ein längeres Gespräch, oder besser einen Vortrag, verwickelt, den ich zwar kaum verstand, der aber, wie ich mich noch erinnere, vom Antikommunismus und von seiner tiefen wundergläubigen Frömmigkeit geprägt war. Mit einer Erzählung von einer Erscheinung des Jesuskinds (in antikommunistischem Zusammenhang) erschreckte er mich geradezu.

Herr Österreicher besaß vor der Vertreibung aus dem Sudetenland ein Sägewerk, hier in Camberg musste er nun im gruftartigen Keller der alten Schule vegetieren, man kann im Nachhinein seinen aufrechten Stolz nur bewundern.

Der „Feldschütz“ war eine noch präsenste Figur, wobei ich gar nicht weiß, ob dieses Amt des Flurwächters 1959/60 noch ausgeübt wurde. Andererseits habe ich die Erinnerung an einen in Loden gekleideten Mann mit Ledergamaschen, wie sie damals noch die Bauern statt Stiefel trugen, bewaffnet mit Stock und Fernglas. Immer, wenn wir in den Feldern unterwegs waren, um in den Hausten oder auf den aufgesetzten Strohhallen zu spielen, oder wenn wir tatsächlich Kirschbäume oder Zwetschenbäume plünderten, war die Furcht da, vom Feldschütz erwischt zu werden, und wir hielten Ausschau nach ihm. Außerdem kursierten unter uns Kindern natürlich auch die Geschichten von den Heldentaten anderer, die einmal den Feldschütz hereingelegt hatten oder ihm fortgelaufen waren.

Der Bademeister im Schwimmbad war ebenfalls eine wichtige Person. Da das Amt damals wohl mehr den technischen Betrieb des Schwimmbads als die Aufsicht und Organisation des Badebetriebs beinhaltete, wurde einer der städtischen Arbeiter zum Bademeister gemacht. Braun gebrannt und weiß gekleidet war er eine gewisse Berühmtheit, der auch die Legende keinen Abbruch tat, er könne überhaupt nicht schwimmen. Ich vergesse nie, wie er im heißen Som-

mer 1959 in einem Wasserglas dokumentierte, wie sauber das Wasser des Mühlbachs war, wenn es durch Kies gefiltert im Schwimmbecken angekommen war. Aus dem wenige Jahre später zugeschütteten Mühlbach, damals wie der Emsbach eher eine Kloake, wurde das Schwimmbad gespeist. Eine Aufsicht gab es eigentlich nicht. Wir konnten toben, wie wir wollten. Erst später, unter dem Nachfolger von Joseph Bach, entwickelte sich dann wie überall die ständige Gängelung von Jugendlichen im Schwimmbad durch allerlei Verbote, Badehaubenzwang usw.

4. Behinderte, Außenseiter

Im Rückblick ist es für mich erstaunlich, wie wenig die Verbrechen der NS-Zeit dazu beigetragen hatten, dass Außenseiter und Behinderte besser geachtet wurden. Einen gewissen Schutz bot die Familie, nicht aber die Behinderung. Allerdings ist eines sicher positiv zu bewerten, geistig und körperlich Behinderte waren in der öffentlichen Wahrnehmung immer vorhanden, sie gehörten zum alltäglichen Bild. Da gab es damals noch die große Zahl der Kriegsversehrten, die aber einen besonderen Status hatten. Diese Männer trugen alle die gelbe Binde mit den drei schwarzen Punkten am Arm, ihnen fehlten Gliedmaßen, viele

gingen mit Krücken oder sie fuhren in einem dreirädrigen Krankenfahrstuhl mit Handantrieb. Sie gehörten zum Straßenbild wie auch die geistig Behinderten, denen man ihre Behinderung ansehen konnte. In der Rückschau fällt mir auf, dass diese, gemäß ihrer geistigen Fähigkeiten, auch im Erwachsenenalter immer wie Kinder behandelt wurden. Franz Joseph Burdy wurde bis zu seinem Tod, als er über 70 war, „Bubel“ genannt und geduzt, mein Großcousin Rolf Wenz (Trisometrie) wurde von seiner Mutter auch noch als 50-jähriger wie ein Schuljunge mit kurzen Hosen zum Einkaufen geschickt. Dies waren die Behinderten, die sozusagen unter dem Schutz der Familien standen. Sie wurden von Camberger Kindern nicht gehänselt, und wenn, hätte es zuhause auch Sanktionen gegeben.

Eine traurige Erinnerung habe ich an einen Jungen, er mag ein oder zwei Jahre älter als ich gewesen sein, der an den Folgen einer Kinderlähmung litt. Mit einer Hand in „Pfötchenstellung“ und einem dünnen Bein im maßgefertigten Schuh für seinen Klumpfuß humpelte er durch die Straßen und wollte doch so gerne dabei sein. Was er für Qualen erlitten haben muss, als dann nach der Pubertät auch noch andere Bedürfnisse in ihm erwachten, ist kaum vorstellbar,

aber jeder konnte es bemerken. Er ist dann schon früh, ich glaube Mitte 20, gestorben.

Die Taubstummen, „Stumme“ oder „Stummcher“ genannt, waren eine besondere Gruppe. Durch die Taubstummenschule in Camberg gab es viele, sie waren immer im Straßenbild präsent. Sie wohnten damals alle in Pflegefamilien und waren in diesen Familien mehr oder weniger integriert. Da in unserer Verwandtschaft niemand solche Kinder beherbergte, hatte ich nie engeren Kontakt mit ihnen, obwohl einige doch nur wenige Häuser entfernt in der Bächelsgasse oder Rosengasse wohnten. Da die taubstummen Buben (Das gilt auch für Mädchen, die waren aber seltener oder fielen nicht so auf.) durch ihre Behinderung meist später eingeschult worden waren, wirkten sie auf mich immer „groß“ und auch etwas furchterregend. Obwohl ich niemals eine schlechte Erfahrung gemacht hatte, waren da immer ein gewisser Respekt und eine Distanz.

Als ganz besonders „gefährlich“ galt „Arraba“, ein großer starker Junge, der wegen seiner nordafrikanisch berberhaft wirkenden Physiognomie seinen Spitznamen (Araber) weg hatte, mit dem er auch gehänselt wurde, worauf er dann natürlich aggressiv reagierte.

An Fastnacht lockte es uns zum Spielen in den Stadtpark, aber es hieß, der Park sei das Revier der „Stumme“, so dass wir ständig auf der Hut waren. Es wurde viel von Scharmützeln mit Taubstummen im Park berichtet, ich habe aber nie etwas davon mitgekriegt.

Traurig ist die Geschichte des Taubstummen Krug, der in Camberg bei seiner Pflegefamilie hängen geblieben war. Schon die Nazis trieben ihren Spott mit ihm und steckten ihn in der Reichspogromnacht in die Gewänder des Rabbiners aus der geschändeten Synagoge. Krug hatte den Spitznamen „Peng“, denn mit diesem Geräusch konnte man ihn erschrecken und wütend machen. Wegen seines Alters konnte er uns aber nicht fangen, wenn wir ihn provoziert hatten. Später, aber das liegt nach der Kindheit, machte man sich oft ein Späßchen draus, dem Krug, der gern mal ein Schnäpschen trank, im Wirtshaus ein Schnapsglas mit Wasser zu „spendieren“. Auch mancher Wirt machte diesen Schabernack mit.

Als Außenseiter galten eigentlich fast alle, die nicht aus Camberger Familien stammten. Auch die Heimatvertriebenen waren da in einer zumindest unklaren Position, sicher nicht bei den Kindern, die sie als Mitschüler erfuhren, wohl

aber bei den allein-gesessenen Erwachsenen. Und wenn sie dazu auch noch evangelisch waren ... ?!

Es gab auch einige Familien, die als asozial galten, hier gab es eine echte Ausgrenzung und verletzende Spitznamen.

Was heute unvorstellbar ist, sind die Schikanen, die sich manche Lehrer gegenüber Außenseitern oder Kindern, die nicht zu den etablierten Camberger Familien zählten, herausnehmen konnten. Meine Schulkameraden aus der Volksschule berichteten, dass sich Lehrer dort tatsächlich einen Jungen aus sozial schwachen Verhältnissen als Prügelknaben halten konnten. Aber auch Kinder aus Camberger Familien, wenn sie aufgrund ihrer Körpergröße, ihres Übergewichts oder ihrer mäßigen Intelligenz auffällig waren, waren wohl für Mitschüler und Lehrer als Prügelknaben gut geeignet. Ich erinnere mich selbst, dass ein Lehrer in der Mittelschule einen Schüler während des Unterrichts zum Frisör schickte. Dies geschah 1959 oder 1960, also schon einige Jahre vor der „provozierenden“ Mode der langen Haare.

In der Erinnerung scheint mir bemerkenswert, dass damals die Eltern aus den bürgerlichen Familien nicht aufbegehrten, wenn die Lehrer in der Schule ein Kind

übermäßig traktiert oder geschlagen haben, sondern eher die Eltern aus sozial benachteiligtem Milieu. In „unseren“ kleinbürgerlichen Familien war es eher so, dass wir zu Hause den Mund hielten, wenn wir in der Schule geschlagen wurden. Zu groß war die Gefahr, zuhause noch eine weitere Tracht Prügel zu bekommen, weil das Urteil und die Handlung der Lehrer eigentlich nie in Frage gestellt wurde. Selbst wenn wir beweisen konnten, dass die empfangene Strafe ungerecht war, hieß es zuhause meist: „Dann hast du die für ein anderes Mal, wo du nicht erwischt wurdest!“

5. Plätze, Reviere, Treffpunkte

Als wir im Januar 1959 in unser Haus am Marktplatz einzogen, kamen wir in eine für unsere heutigen Verhältnisse untragbare Situation. Unsere „Wohnung“ erstreckte sich in dem großen Haus über vier Geschosse, wir hatten aber keines der Stockwerke für uns. Weil erst unmittelbar vor unserem Umzug eine Mieterin mit ihren beiden Töchtern im 2. Stock eingezogen war, wollten ihr meine Eltern, als mein Vater kurzfristig nach Camberg versetzt werden konnte, nicht gleich wieder kündigen. Im ersten Stock wohnte eine Tante meiner Mutter und im Erdgeschoss war der mit rückwärtigen Räumen eben-

falls vermietete Laden. Die Geschossfläche des Hauses beträgt ungefähr 70 Quadratmeter. Das Bestreben meiner Eltern, zurück in ihre Heimat zu kommen, war aber so groß, dass sie trotzdem in das Haus einzogen und unseren Wohnraum über alle Geschosse verteilten: Küche und Wohnzimmer hatten wir im Erdgeschoss hinter dem Laden (Textilwaren), zwischen Küche und Laden war nur eine Schiebetür. Im Erdgeschoss hatten wir auch unsere Toilette auf dem Flur, sie wurde gleichzeitig von den zwei Beschäftigten im Laden und ungefähr fünf Näherinnen genutzt, welche in einem Nebengebäude, über den Hof zu erreichen, arbeiteten, wo eine kleine Kleiderfabrik eingerichtet war. Die Eltern schliefen im ersten Stock in einem Zimmer, welches durch die Küche der alten Tante zu erreichen war. Im zweiten Stock wurde von der Mieterin ein Zimmer für meine Schwester freigegeben, und ich hatte mein Zimmer in einer nicht heizbaren Mansarde auf dem Speicher. Gebadet wurde vor hohen Feiertagen in der Waschküche, einem ehemaligen Kuhstall, der über den Hof erreicht wurde. Dennoch war das alte Haus mit dem Tonnengewölbe im Keller und dem doppelgeschossigen Speicher ein spannender und geheimnisvoller Spielplatz. In jeder Schublade ließen sich Entdeckungen machen. Ich verges-

se nie, wie ich mit einem ganzen Paket Hakenkreuzwimpel, welche ich beim Stöbern auf dem Speicher gefunden hatte - sie stammten noch aus dem 1953 geschlossenen Textilgeschäft meiner Großmutter - zu meiner Mutter kam, die das ganze Bündel dann sofort im Küchenofen verbrannte. Erst zwei Jahre später, als die Mieterin ausgezogen war, hatten wir dann eine richtige Wohnung im zweiten Stock. Das Mansardenzimmer habe ich dann später, so mit 16, wieder bezogen, es lag so schön abseits.

Auf dem Marktplatz und den umliegenden Straßen (Strackgasse und Bächelsgasse) gab es damals wenige Kinder und noch weniger meines Alters. Ich kannte auch kaum jemand, älter oder jünger, obwohl fast alle, die um uns herum wohnten, ja irgendwie mit mir verwandt waren. Es mag mit meiner verspäteten Ankunft in Camberg zu tun haben, dass für mich, mit einer Ausnahme, der Platz und seine Bewohner immer fremd blieben. Kinder, selbst wenn sie hier wohnten, kannte ich nicht vom Platz, sondern von der Schule her. Auch war der Marktplatz oder die Altstadt damals leider kein Revier für die dort wohnenden Kinder, wie das zum Beispiel in St. Georgen oder in der Burgstraße war. In diesen Revieren war dann auch der Altersunterschied der Kinder nicht so rele-

vant, sie bildeten, vor allem nach außen, eine Einheit. So war ich nach unserer Ankunft in Camberg, also in der letzten Phase der Kindheit, viel allein und fühlte ich mich in Camberg eher fremd.

Daher wurde ich zum Streuner, ich suchte, fand aber zunächst keinen festen Platz. Dies war damals sehr traurig für mich. Besonders, da wir nach dem Glauben meiner Eltern endlich wieder im „gelobten Land“ angekommen waren. Dies Streunen machte mich aber andererseits zum Beobachter, ich sah sehr viel, auch wenn ich mir teilweise erst viele Jahre später einen Reim darauf machen konnte.

Das Wasserbecken an der Bleiche war für uns Kinder ein kleines Paradies. Die „Bleich“ (Bleichwiese) lag da, wo heute das Gelände des städtischen Bauhofs ist. Das Gebäude des Bauhofs war damals noch der „Bullestall“ (Mannviehstation). An der tiefsten Ecke der Bleich, dort wo heute der kleine Parkplatz für Bedienstete der Stadt ist, war ein gemauertes Wasserbecken. Das Wasser wurde zum Besprengen der Wäsche beim Bleichen auf der Wiese gebraucht. Da die Bleiche um 1960 schon kaum mehr genutzt wurde, hatten wir Kinder das Gelände okkupiert, besonders das Wasserbecken war ein Treff- und Tum-

melplatz. Das Becken maß 3 bis 4 Meter im Quadrat und war von einer Betonmauer eingefasst. Das Wasser war, da von Frischwasser durchlaufen, immer klar, aber von schleimigen Grünalgensträngen durchzogen. Wir nannten sie „Deibelspeck“. Das Spiel am Becken artete oft in eine Schlacht mit diesem Material aus, das wir aus dem Wasser rissen, zu Klumpen formten und uns damit bewarfen.

Am Abschluss der Kindheit spielte das Becken an der Bleich nochmals eine Rolle, mein Freund Helmut und ich versenkten dort in einer „Seeschlacht“ unsere Schiffsmodelle aus Papier (Modellbaubogen), welche wir die Jahre zuvor gebastelt hatten. Als diese nicht schnell genug untergingen, zündeten wir sie noch an – es war ein eindrucksvolles Fanal.

Der Stadtpark war ein Refugium besonderer Art. Eigentlich übte er keine große Anziehungskraft aus, denn alles war einsehbar und es gab bessere Plätze zum Verbergen. Nur an Fastnacht zog er die kostümierten Buben an, da gab es die Geschichten von legendären Schlachten mit den „Stummen“ (den Taubstummen aus der „Stummeschul“). Also zogen an Fastnacht die „Banden“ von Kindern und Heranwachsenden an den Abhän-

gen des Stadtparks umher. Wilde Schlachten habe ich dort nie erlebt, das war wohl vor meiner Zeit oder schon immer Legende.

Die schönste Zeit im Stadtpark erlebten wir im strengen Winter 1963/64. Wegen der langen Frostperiode und dem zugefrorenen Rhein gab es nach den Weihnachtsferien drei oder vier Wochen „Kältefrei“. Die Schulen wurden geschlossen, um die Industrie vorrangig mit Energie zu beliefern. Wir hatten also unendlich viel Zeit, den Schnee zu genießen. Der Weg durch den Graben des Parks (heute Ernst-Maria-Lieber-Weg) war vereist und wir konnten phasenweise von der Anhöhe unterhalb der Hohenfeldstraße durch den Graben, am Grünen Platz vorbei, bis in den Mühlweg rodeln. So viel zum Verkehr auf der B8 um 1960.

Beim Übergang zwischen Kindheit und Jugend wurde der Stadtpark für mich dann später zu einer Art öffentlichem Refugium, hier konnte ich in Ruhe lesen, was zu Hause verpönt war, Heftchenromane und ähnliches.

Das „Luft- und Sonnenbad“ im Stadtpark übte eine besondere Faszination aus. Da es von einem hohen Bretterzaun umgeben war, war kein Einblick möglich und wir konnten nur vermuten, welche Körperteile der Kurgäste darin „Luft und Sonne“

ausgesetzt wurden. Der rohe Bretterzaun hätte sicher Einblicke gewährt, aber der Spanner wäre ja dann selbst sichtbar gewesen – so weit ging der Mut dann doch nicht.

Die Stauwerke am Emsbach waren für lange Zeit, wir waren so 13 bis 14 Jahre alt, unser interessantester Spielplatz. Es gab damals entlang des Bachs noch fünf Stauwerke, sie waren der Rest eines Projektes aus der NS-Zeit, dort Strom zu erzeugen. Zu jedem Stauwerk gehörten auch die Räume für die Turbinen, aber alles Metall ist wohl nach dem Krieg entfernt worden, so dass nur noch die nackten Betonbauten übrig waren. Die Stauwerke hatten ihren Namen vom „Würgeser Stauwerk“ über das „Kasper Stauwerk“, dem Stauwerk am Sportplatz, „Thuys Stauwerk“ bis zum „Erbacher Stauwerk“. Ich vermute, dass alle Stauwerke von Gruppen junger Leute besetzt waren, tagsüber und abends sogar von unterschiedlichen Altersgruppen.

Unser Stauwerk war „Thuys Stauwerk“. Es lag am Emsbach zwischen der Bahnhofstraße und der Lahnstraße, die damals noch Taunusstraße hieß. Durch den Hintereingang von Thuys Garten war es für uns schnell zu erreichen. Zur ständigen Belegschaft gehörten ungefähr sechs bis acht Jun-

gen, einige waren zwei Jahre älter als wir, einige bis zwei Jahre jünger. Was wir dort machten, würden die jungen Leute heute als „rumhängen“ bezeichnen. Wir waren noch nicht so alt, dass wir rauchten, also keine 15, die Beatles waren noch nicht aktuell, es könnte also 1962 bis 1964 gewesen sein.

Ich weiß nicht, wie wir dort die Zeit – es waren ganze Nachmittage – verbrachten, aber der Ort war faszinierend, so dicht in der Stadt und so weit weg von der Welt und der Kontrolle der Erwachsenen. Heute, bei der Lektüre von Günther Grass' Novelle „Katz und Maus“, fällt mir ein, dass das Stauwerk für uns wohl die gleiche Funktion hatte wie in Grass' Geschichte das abgehoffene Minensuchboot. Auch die Themen des „Bordlebens“ sind durchaus vergleichbar. Ich erinnere mich, dass es Mutproben gab und dass da eine Zeit lang ein geheimnisvolles Buch mit den Bildern von nackten Frauen eine Rolle spielte, einer der älteren gab damit an und versprach immer wieder, es mal mitzubringen, was aber nie geschah.

Ein oder zwei Jahre später übten die Stauwerke nochmals einen Faszination auf uns aus. Das war eine kurze Phase, als

wir Gymnasiasten, zwei ältere und ich, mit selbst gebasteltem Sprengstoff experimentierten. Irgendwann verbreitete sich unter uns Schülern die Kunde, mit Unkrautvernichter und Zucker könne man Sprengstoff herstellen. Selbst unser schmales Taschengeld erlaubte die Anschaffung der „Rohstoffe“ und die Frage, wo das Experiment stattfinden sollte, war schnell geklärt, an einem Stauwerk, diesmal aber bei dem entferntesten, dem Erbacher und besonders dem Würgeser Stauwerk. Ein erster Versuch gelang, die Mischung verbrannte mit einer Stichflamme (mit dem Streichholz gezündet). Und dann war da natürlich der Plan, mit Sprengstoff auch zu sprengen. Als Kind hatte ich da schon einige Erfahrungen in Montabaur mit ungelöschtem Kalk gemacht. Wir waren ganz mutig, im Rückblick würde ich sagen, naiv und besessen. Und wir waren modern, als Zünder konnten wir uns nur elektrische Zündmechanismen vorstellen. Im Elektrohandel gab es Batterien, Kabel und Gasanzünder-Birnen, alles unverdächtige Einzelheiten und beim Schlosser, wir kannten den Lehrling, bekamen wir Reststücke abgesägter Rohre. Da ich kein Terrorismushandbuch schreiben will, verzichte ich auf eine genaue Bauanleitung, aber wir brachten die Rohre zur

Explosion, nachdem wir sie in die Betonritzen der Stauwerke gezwängt hatten. Der „Spuk“ war dann auch schnell wieder vorbei, aber wenn ich zurückdenke, blicke ich manchmal dankbar auf meine intakten Hände.

Ein beliebter Treffpunkt war sonntags der Bereich des Kinos (Herboldsheimer). Das Mäuerchen „an den Rondellen“ (vor der Volksbank) stand noch und darüber war ein Rohrgeländer gezogen, das den jungen Bur-schen als Sitzgelegenheit diente. Da saßen sie in Reih und Glied, die Haare gescheitelt und mit viel Pomade zurückgekämmt, wie das nach der Schulentlassung Mode war. Mopeds und Fahrräder wurden im Eingangsbereich des Bekleidungsgeschäfts Stockmann gegenüber dem Kino abgestellt. Mehr zum Kino und seinem Programm an anderer Stelle (Sonntag).

Wenn im Frühling die Klicker-Saison begann, dann gab es zwei weitere Spielplätze, der Grüne Platz und auch einige Wege im Stadtpark in der Nähe des Obertorturms. Hier konnten wir, weil die Wege dort nicht asphaltiert oder gepflastert waren, mit dem Absatz Klickerlöcher in den Boden bohren. So schnell, wie die Klicker-Saison im März begann, so schnell endete sie auch wieder.

Autoren

Doris Ammelung, Burgstraße 31, 65520 Bad Camberg
Stephan Herber, Marktplatz 9, 65520 Bad Camberg
Manfred Kunz, Bahnhofstraße 51, 65520 Bad Camberg
Ottheinrich Lang, Berliner Straße 11, 65520 Bad Camberg
Bernd Schlösser, Schlesienstr. 2, 65520 Bad Camberg
Albert Schorn †

Namentlich gekennzeichnete Artikel sind Manuskripte im Sinne des Urheberrechtes.

Historisches Camberg
ISBN 0170-6526

Herausgeber: Verein Historisches Camberg e.V.

Stellvertretende Vorsitzende: Doris Ammelung, Burgstraße 31,
65520 Bad Camberg

Redaktion

Marianne Adam
Claudio Eckert
Michael Traut

Der VHC im Internet:
<http://www.verein-historisches-camberg.de>

Einzelpreis 4,- Euro (für Mitglieder des VHC kostenlos)